

Wie tickt Trump? Intimgespräch mit seinem Biografen

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 22 – 2. Juni 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Art Basel**  
Dossier Kunst mit  
Keller, Jolles, Landy u. a.

## Lob der Bauern

Das rustikale Erfolgsmodell



4 1194407 006904 22

# Luxuriöse Flusskreuzfahrten

## mit MS Antonio Bellucci ❄️❄️❄️❄️



**Es het solangs het  
Rabatt\*  
bis Fr. 650.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

### Reise 1: Rhein-Kreuzfahrt Basel–Amsterdam–Basel

**9 Tage ab Fr. 1340.-**

(Rabatt Fr. 250.- abgezogen, 29.08., HD hinten)

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise und Einschiffung. Um 17.00 Uhr «Leinen los!» **2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang.\* **3. Tag Königswinter** Passage Loreley. Ausflug\* Schloss Drachenburg. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug\* Mühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadt- und Hafenumrundfahrt\* Rotterdam **5. Tag Amsterdam** Ausflug\* Insel Marken. Nachmittags Grachtenfahrt.\* **6. Tag Duisburg** Ausflug\* Zollverein (UNESCO-Weltkulturerbe). **7. Tag Rudesheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein» mit Loreley. Mit Winzerexpress\* zum Weingut A. Störzel, Weinprobe. **8. Tag Plittersdorf–Baden–Baden–Kehl** Ausflug\* Baden–Baden. Ab Kehl Weiterfahrt. **9. Tag Basel** Ausschiffung. Ind. Heimreise.

**Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt**

13.08.°250    21.08.°250    29.08. 250    06.09. 250

### Reise 2: Rhein und Mosel Basel–Trier–Koblenz–Basel

**9 Tage ab Fr. 1040.-**

(Rabatt Fr. 650.- abgezogen, 26.10., Hauptdeck)

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise und Einschiffung. Um 15.00 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Flussfahrttag.** **3. Tag Cochem–Zell** Ausflug\* zur Burg Eltz. Stadtrundgang\* in Zell mit Weinprobe. **4. Tag Grevenmacher–Trier** Ausflug\* nach Luxemburg. **5. Tag Trier–Bernkastel** Rundfahrt\* durch Trier mit «Porta Nigra. Fahrt auf Mosel. **6. Tag Bernkastel–Cochem** Altstadtrundgang\* durch Bernkastel. Abends Stadtrundgang\* in Cochem. **7. Tag Koblenz** Stadtrundgang\* und Weinverkostung. Schifffahrt «Romantischer Rhein» mit Loreley. **8. Tag Gamsheim–Kehl** Rheinfahrt. Ausflug\* in den Schwarzwald. Rückkehr an Bord in Kehl. Letzte Etappe in Richtung Basel. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

**Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt**

24.09.°250    18.10.°550    26.10.+ 650

+ mit Hans Aregger

### Reise 3: Rhein, Main, Donau Basel–Regensburg–Passau v.v.

**9 Tage ab Fr. 1240.-**

(Rabatt Fr. 450.- abgezogen, 10.10., Hauptdeck)

**1. Tag Basel** Individuelle Anreise und Einschiffung. Um 17.00 Uhr Abfahrt. **2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang.\* **3. Tag Miltenberg** Abendlicher Stadtrundgang.\* **4. Tag Wertheim** Stadtrundgang\* und Besuch Glasmuseum. **5. Tag Würzburg** Stadtbesichtigung\* mit bischöflicher Residenz (UNESCO-Weltkulturerbe). **6. Tag Bamberg** Besichtigung\* der mittelalterlichen Altstadt. **7. Tag Nürnberg** Stadtrundfahrt/-gang.\* **8. Tag Kelheim–Regensburg** Rundgang\* durch Regensburg. Fahrt zum Donaudurchbruch und Kloster Weltenburg.\* **9. Tag Passau–Schweiz** Ausschiffung und Busrückfahrt nach St. Margrethen/Zürich. Individuelle Heimreise.

Passau–Basel Reise in umgekehrter Reihenfolge.

**Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt**

Basel–Passau 02.10.° 350

Passau–Basel 10.10. 450

\*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | °nur noch wenige Kabinen verfügbar | Reederei/Partnerfirma: feenstra

**MS Antonio Bellucci\*\*\*\*\***

Luxusschiff mit Platz für 141 Gäste. Alle Kabinen sind mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Kabinen auf MD und OD (15 m<sup>2</sup>) verfügen über franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser MD hinten). Kabinen auf dem HD (13 m<sup>2</sup>) haben kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Bordausstattung: Foyer, Shop, grosszügiges Restaurant, grosser Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool, Liegestühlen und Sonnenschirmen. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen MD und OD. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit französischem Balkon

**Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)**

**Reise 1 / 2 / 3**

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1590
2-Bettkabine Hauptdeck	1690
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2190
Ausflugspaket (9/8/8)	290/160/180
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer von/nach Passau (Reise 3). Details zu den Leistungen im Internet oder Flyer verlangen.

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

In der EU ist der Milchmarkt nach Aufhebung der Produktionsquoten in eine Krise geraten, die Preise sind eingebrochen, was auch die Schweizer Milchbauern unter Druck bringt – als ob die Landwirtschaft nicht schon genug leiden würde. Weiterum ist Kritik an der Unterstützung der Bauern Mode geworden. Wirtschaftschef Beat Gygi und Christoph Mörgeli haben die Lage der Branche näher angeschaut und erstaunliche Stärken gefunden. Besonderer Dank für das Gelingen dieser Titelgeschichte



**Erstaunliche Stärken:** Bauernfamilie Burri.

te gebührt SVP-Nationalrat und Vieh-Auktionator Andreas Aebi, der unserem Fotografen Hervé Le Cunff die Kontakte für seine Reportage vermittelt hat. Auf dem Cover abgebildet ist Bauernfamilie Burri aus Lyssach. **Seite 16–21**

In eines der gediegensten Häuser des Bregenzerwaldes, in den «Hirschen» in Schwarzenberg, lud die Progress Foundation zum Kolloquium über die Frage, ob der Staat seine Bürger zum richtigen Leben erziehen soll und darf. Über den «libertären Paternalismus», der dies mit sanften Mitteln erreichen will, diskutierte eine international zusammengesetzte Expertenrunde, darunter auch Vertreter der Bundesverwaltung mit überraschend liberalen Grundsätzen und ein Professor einer Schweizer Universitätsklinik mit Rauchdrang und erhöhtem Body-Mass-Index. Bundeshaus-Redaktor Markus Schär, Nichtraucher mit überoptimalem BMI, genoss die hochstehenden Debatten – wenn er nicht eigenverantwortlich die Folgen der exquisiten Gastronomie trug. **Seite 28**

Nun hat Donald Trump die Nomination auf sicher. Kurz vor seinem 70. Geburtstag hat er die nötigen Delegiertenstimmen gesammelt

und ist offizieller Kandidat der Republikaner fürs Weisse Haus. Mit perfektem Timing kommt die bislang erhellendste Biografie – «Die Wahrheit über Donald Trump» – in deutscher Übersetzung auf den Markt. Biograf Michael D'Antonio erklärt im Interview mit Urs Gehrig, wie sich Trump in den Strassen Manhattans seine rüde Sprache und bei den Militärkadetten sein aggressives Auftreten angeeignet hatte. Er schildert, wie ihm der Tod seines Bruders Fred stahlte und wie ihm der Familienpfarrer Optimismus und Siegeswille einimpfte. Über das Selbstverständnis des Trump-Clans zitiert er Donald junior: «Wir glauben an die Rennpferd-Theorie. Eine gute Zucht produziert gute Qualität.» **Seite 44**

Eine Armada von Schiffen der EU kreuzt vor der libyschen Küste. Ihre Aufgabe ist es, die Schleuser und Menschenhändler zu bekämpfen. In Wirklichkeit wird aber nichts anderes als ein Fährdienst nach Sizilien angeboten. Die Schleuser quetschen Migranten in Schlauchboote, diese fahren aufs Meer – mit etwas Glück finden sie ein EU-Schiff, das sie gratis nach Italien bringt. Andernfalls ertrinken oder verdursten sie. Und dann ist da noch ein dreissigjähriger Oberleutnant der libyschen Küstenwache. Er hat eine kleine Mannschaft und ein Schlauchboot mit zwei Aussenbordmotoren. Der Mann rettet ebenfalls Menschenleben, aber er lässt die auf dem Meer aufgegriffenen Migranten zurück an die libysche Küste bringen. Dort landen sie im Gefängnis und werden in der Regel repatriert. Hätte Abdelrahman Salem mehr Boote und eine bessere Ausrüstung, könnte er den Schleppern das Handwerk legen. Effizienter und kostengünstiger als die millionenteure EU-Armada, die die Schlepper unfreiwillig unterstützt. **Seite 50**

Am 16. Juni startet die Art Basel, die wichtigste Kunstmesse der Welt. Aus diesem Anlass widmen wir zwölf Seiten dem aktuellen Kunstgeschehen. Wenn vom globalen Erfolg der Art Basel die Rede ist, fällt als Erstes der Name Sam Keller – obschon sich Keller schon vor zehn Jahren vom operativen Geschäft verabschiedet hat. Der Mann, der wie sonst niemand zum Gesicht des Booms auf dem Kunstmarkt geworden ist, leitet seither die Fondation Beyeler in Riehen und hat diese zum meistbesuchten Kunstmuseum der Schweiz gemacht. Kulturredaktor Rico Bandle hat mit ihm über Kunst, Erfolg und Geld geredet. Weiter beschäftigen wir uns mit dem spektakulären Erweiterungsbau des San Francisco Museum of Modern Art, den Mechanismen im milliardenschweren Kunstgeschäft und der neuen Ausstellung im Basler Tinguely-Museum. **Seite 54**

*Ihre Weltwoche*

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# WELCOME TO OUR WORLD



## EXOSPACE B55CONNECTED

Breitling erfindet die Smartwatch neu. Eine bahnbrechende Idee für mehr Leistung! Der elektronische Multifunktionschronograf Exospace B55 ist ein Instrument der Zukunft, das neue Maßstäbe in Sachen Komfort, Ergonomie und Effizienz setzt. Das innovative Konzentrat birgt im Titangehäuse ein exklusives SuperQuartz™-Kaliber mit **offiziellem** Chronometerzertifikat der COSC sowie eine breite Palette neuartiger und für Piloten und aktive Männer massgeschneiderter Funktionen. Herzlich willkommen in der Welt der Präzision, der Topleistungen und der Spitzentechnologie. Herzlich willkommen in der Avantgarde der Instruments for Professionals.

## KURZ

SCHMUCK UND UHREN

Zürich | Bahnhofstrasse 80  
Glatt | Einkaufszentrum



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Gesinnungs-Mafia

Totalitäre Gauner-Methoden gegen den AfD-Politiker Gauland: Deutschland spinnt.

Von Roger Köppel

Die Inquisition ist zurück; Schauprozesse überall. Mit totalitären Methoden versuchen die Etablierten, ihre Weltsicht, ihre Machtansprüche durchzusetzen. In Deutschland bekommt dies gegenwärtig Alexander Gauland zu spüren, der 75-jährige stellvertretende Chef der Merkel-kritischen Erfolgspartei Alternative für Deutschland. Die Journalisten haben ihn schon lange im Fadenkreuz. Sie lauern, ja sie lechzen geradezu danach, den hochgebildeten früheren Staatssekretär und Buchautor politisch abzuschliessen. Dass ausgerechnet die von mir geschätzte *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* den jüngsten Anschlag verübte, zeigt auf deprimierende Weise das Ausmass einer politischen Aufregung, die den Bezug zur Wirklichkeit verloren hat.

Was ist passiert? Gauland führte mit der Frankfurter Sonntagszeitung ein in Teilen vertrauliches Hintergrundgespräch. Es ging unter anderem um die Themen Zuwanderung und Islam. Im Verlauf dieses Gesprächs soll Gauland gesagt haben, der dunkelhäutige deutsche Fussball-Nationalspieler Jérôme Boateng sei zwar ein guter Fussballer, aber es gebe in Deutschland Leute, die ihn nicht zum Nachbarn haben wollten. Die als seriös eingestufte Zeitung machte aus dem angeblichen Gauland-Zitat auf der Frontseite den Titel: «Gauland beleidigt Boateng». Orkanartig schoss die Empörung hoch. Gauland sei ein Rassist. Kanzlerin Merkel schaltete sich ein und nannte den AfD-Mann «niederträchtig». Emsig schichteten die Inquisitoren den Scheiterhaufen, um den rechten Ketzer zu verbrennen.

Gauland wurde vom Druck überrollt. Anstatt entschlossen dagegenzuhalten, eierte er herum. Seine ersten Reaktionen wirkten defensiv. Sogar Parteichefin Petry fiel ihrem Stellvertreter-Rivalen in den Rücken. Die Öffentlichkeit ist wie die Wildnis: Wenn das angeschossene Tier zurückweicht, greifen die Aasfresser an.

Sie legten ihm die angeblichen Zitate nicht zur Autorisierung vor. Sie konfrontierten den Ahnungslosen nicht einmal mit den von ihm angeblich geäusserten Sachverhalten. Genau dies aber wäre ihre Pflicht gewesen: Wenn ein prominenter Politiker in einem brisanten Bereich womöglich anstössige Aussagen tätigt, muss man nachfragen, zurückfragen und ab-



«Emsig schichten sie den Scheiterhaufen.»

klären. Das ist Qualitätsjournalismus, wie ihn die FAZ in Anspruch nimmt. Alles andere ist Kolportage oder eben: Inquisition.

Das Wesen der Inquisition besteht darin, dass sie nicht herausfinden will, wie es wirklich gewesen ist. Die Inquisition will denunzieren, verurteilen, vernichten. Das war auch hier das Drehbuch. Nach dem ersten Sturm kämpfte sich Gauland zurück. Er habe die entsprechenden Aussagen so nie gemacht. Die Journalisten erwiderten, sie hätten aber die Zitate «aufgezeichnet». Als man genauer hinschaute, gaben sie kleinlaut zu, dass es keine elektronischen oder Tonbandaufzeichnungen gibt, sondern lediglich das handschrift-

liche Gekritzel in ihren Notizbüchern.

Hat Gauland nun kurz vor der EM einen dunkelhäutigen deutschen Nationalspieler beleidigt? Unsinn. Das wäre nicht einmal dann der Fall, wenn die ihm unterstellten Zitate stimmten. Gauland soll gesagt haben, dass es in Deutschland Leute gebe, die nicht einen Schwarzen zum Nachbarn haben wollen. Ein solcher Satz wäre kein Aufruf zum Hass, sondern lediglich eine Feststellung, und vermutlich sogar eine, die stimmt. Es gibt in Deutschland, aber auch in Frankreich, in den USA oder in der Schweiz bestimmt Leute, die nicht neben Schwarzen wohnen wollen. Das auszusprechen, ist kein Indiz für eine kriminelle Gesinnung. Es sei denn, man hat es darauf angelegt, dem Absender eine solche anzudichten.

Nur eben: Gauland hat es so nie gesagt. Der stellvertretende AfD-Sprecher bestätigte mir gegenüber am Telefon, dass er von sich aus nie von Boateng gesprochen habe, sondern dass ihm dieser Name von den Journalisten hinterlistig in den Mund gelegt worden sei. Er habe den betreffenden Fussballer nicht gekannt, ihn dann aber, als der Name von den Journalisten irreführend platziert worden war, in seine Ausführungen eingeflochten. Ein Fehler, sagt er selber. Das sinntestellte Zitat, wäre es ihm gezeigt worden, hätte er nie autorisiert.

Ich war am Gespräch nicht dabei, aber ich habe keinen Grund, an Gaulands Aussagen zu zweifeln. Die journalistischen Gaunermethoden sprechen für sich. Ausserdem kenne ich Gauland persönlich. Ich habe in Deutschland mit ihm zusammengearbeitet. Er ist weder Rassist noch Extremist. In der Schweiz könnte er problemlos der FDP oder der SVP beitreten. Wir waren nicht in allem einer Meinung, manche seiner heutigen Positionen teile ich vermutlich nicht, aber ich bewundere ihn dafür, wie er sich von seinen Gegnern mit Dreck bewerfen lässt und trotz fortgeschrittenem Alter unbeirrbar weitermacht, um sich für eine vernünftige Politik in Deutschland zu engagieren.

Der Fall zeigt: Deutschland ist eine noch junge Demokratie. Andersdenkende haben es schwer. Die belastete Geschichte des Landes wird von oben missbraucht, um missliebige Stimmen auszugrenzen. Als der Bestsellerautor Thilo Sarrazin Kritik an Merkels Migrationspolitik äusserte, erklärten ihn die Kanzlerin und der Bundespräsident flugs zur Unperson. Jetzt will die Gesinnungsmafia Gaulands AfD erledigen. Die Eliten fühlen sich bedroht, und die Angst schlägt bereits in aggressive Panik um.

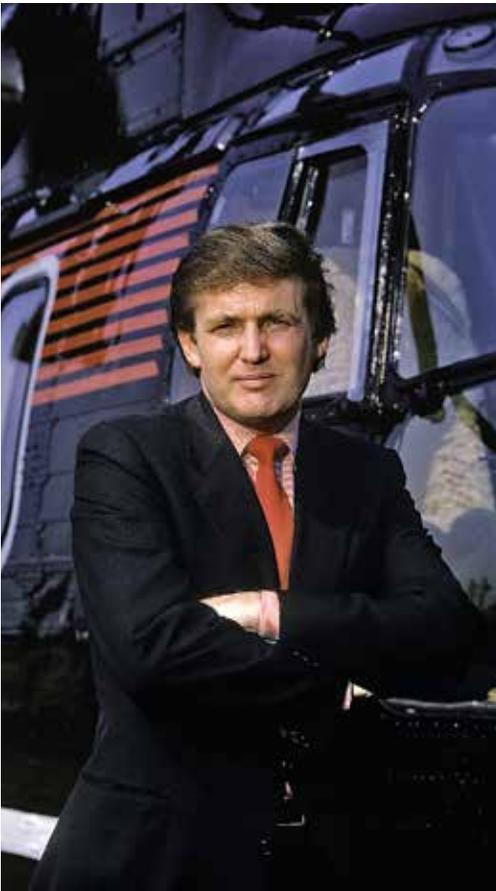
Und die Schweiz? Das EU-skeptische Land im Herzen Europas muss sich auf giftige Angriffe gefasst machen. Doch hinter der Arroganz der Eliten steckt Schwäche. Wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen.

Gelenkprobleme  
soll man nicht auf  
die leichte  
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der  
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





Rebellenjahre: Donald Trump, 1987. Seite 44



Mutter aller Berge: Gotthard. Seite 12



Gesünder leben, bitte: Seite 28



Leaderfigur: Torhüter Yann Sommer. Seite 37

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Flatterstrom bedroht Wasserkraft
- 9 Im Auge Joachim Sauer, Schattengatte
- 10 Familie Wider die Natur
- 10 Politik Die Milliarden-Quote
- 11 Schweiz Religionsfreiheit ist überholt
- 11 Geschlechter Frauenhass
- 12 **Mein Gotthard**  
Dem Gotthard verdankt die Schweiz ihre Existenz
- 14 Personenkontrolle Leuthard, Kiener Nellen, Joder, Stucki, Rühli, Bütler, Grunder, Landolt, Hess, Hess, Draghi etc.
- 15 Nachruf Marin Senn
- 16 **Zauberformel der Bauern**  
Wie der winzige Bauernstand politisch punktet
- 19 Subventionen «Sehr breite Allianzen»
- 20 **Was die Schweiz den Bauern verdankt**  
Auf die Landwirte ist auch in kritischen Situationen Verlass
- 22 Die Deutschen Gabriels Eisberg
- 22 Wirtschaft Direkte Demokratie im Blindflug
- 23 Ausland «Ça va mieux»
- 24 Mörgeli Der Madoff von Basel
- 24 Bodenmann Alles neu macht der Mai
- 26 Darf man das? / Leserbriefe / Einspruch

25 Medien Das Ende des Apparats

25 Gesellschaft Adler-Abwehr

## Hintergrund

28 **Wider das Laster**

Die Gesundheits-Missionare beim Bund

32 **Lehrstück im Verdrehen**

Wie Sommarugas Chefjurist ein Gesetz umdeuten will

33 Bundesverwaltung Griff in die Trickkiste

34 **Die Zukunft gehört Allah**

Demografische Trends in der Schweiz

36 Politik Im Staats-Casino

37 **«Auf dem Platz kann ich laut werden»**

Yann Sommer zählt zu den weltbesten Fussball-Torhütern

40 **Ein Königreich für eine Pointe**

Annäherung an den SVP-Politiker Oskar Freysinger

42 **Vagina 2.0**

Schönheitschirurgische Eingriffe im Schambereich boomen

44 **«Sei ein Killer»**

Biograf Michael D'Antonio über Donald Trumps Karriere

48 **Rote Nacht in Paris**

Die «Nuit debout»-Bewegung lähmt Frankreich

50 **Libyens Küstenwächter**

Kampf gegen Schlepper im Mittelmeer

53 **Islamismus Mullah Haibatullah, der neue Taliban-Führer**



«Mann mit 60 000 Freunden»: Museumsdirektor Keller. Seite 56

## Interview

### 56 «Der Markt ist nicht dumm»

Sam Keller hat die Art Basel zum Weltereignis gemacht und die Fondation Beyeler in Riehen zum meistbesuchten Kunstmuseum der Schweiz

## Stil & Kultur

### 54 Ikone der Woche San Francisco Museum of Modern Art

### 59 Schweizer Klassiker Ernst Stückelbergs Fresken in der Tellskapelle

### 60 «Polemische Stimmungsmache»

Alexander Jolles, bedeutendster Kunstanwalt der Schweiz

### 64 Heilige in Einzelteilen

Retrospektive des Londoner Künstlers Michael Landy in Basel

### 66 Top 10

### 66 Kino «Truth»

### 67 Jazz Ellery Eskelin Trio

### 68 Namen Glanzresultate garantiert

### 69 Hochzeit Nina und Adrian Hoffmann Holfelder

### 69 Thiel Am Stammtisch

### 70 Wein Prinz von Hessen: Dachsfilet Riesling 2013

### 70 Zu Tisch Treffen der besten Köche Zürichs

### 71 Auto Mercedes C220 d T-Modell

### 72 Im Gespräch Rupert Stadler, CEO von Audi

### 74 MvH trifft Helge Timmerberg, Autor

## Autoren in dieser Ausgabe

### Jürg Altwegg



Der Schweizer Autor und Journalist ist Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er schreibt über die gewalttätige linke Protestbewegung «Nuit debout» im Vorfeld der Fussball-Europameisterschaft in Frankreich. Seite 48

### Rolf Hürzeler



Der Journalist hat Anglizistik studiert und einige Jahre als Korrespondent in Grossbritannien gearbeitet. Im Kunst-Dossier

porträtiert er den Londoner Künstler Michael Landy, dem das Basler Museum Tinguely eine Retrospektive widmet. Seite 64

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



# Fliegen Sie direkt von Genf und Zürich nach Moskau

## Vorteile der BUSINESS KLASSE



SkyPriority Services während Ihrer gesamten Flugreise



Ausgelesene Gerichte werden auf edlem Porzellangeschirr serviert



Modernes Unterhaltungssystem an Bord



Freigepäcklimite – 2 Gepäckstücke à 32 kg\*



96,52–190,5 cm Sitzabstand\*\*

Ein bequemer und angenehmer Flug beginnt bereits mit einem professionellen Service am Boden und geht bis nach der Landung weiter. In unserer Aeroflot Russian Airlines – Business Class kümmern wir uns um all die kleinen Details, die eine gelungene Flugreise ausmachen.



Airport Ticket Office, Terminal 2, Zürich-Airport



+41438164048



DIE BESTE FLUGGESELLSCHAFT  
OSTEUROPAS



\* Die Freigepäcklimite kann je nach Flugstrecke variieren. \*\* Kann je nach Flugzeugtyp variieren. Der Sommerflugplan ist gültig bis am 29 Oktober 2016 (Flugplanänderungen bleiben ausdrücklich vorbehalten).

[www.aeroflot.com](http://www.aeroflot.com)

# Flutterstrom bedroht Wasserkraft

Von *Silvio Borner* — Die Schweizer Wasserkraftwerke stehen vor dem Aus. Irrwitzige Subventionen für alternative Energieträger lassen den Markt verrückt spielen. Höchste Zeit für die Notbremse.

**B**undesrätin Doris Leuthard (CVP) schwant Schlimmes. Bei einer Annahme der Service-public-Initiative, warnt sie, sei mit Kapitalverlusten in Milliardenhöhe zu rechnen. Tatsächlich wird es erfahrungsgemäss sehr schnell sehr teuer, wenn der Staat den Kapitalismus überwinden will. Und nicht selten resultiert genau das Gegenteil von dem, was man eigentlich wollte.

Ein Beispiel dafür hat Leuthard selber produziert. Ihre Energiewende hat die Schweizer Stromwirtschaft an den Rand des Ruins getrieben. Die Wasserkraftwerke, einst Kronjuwel helvetischer Ingenieurskunst, trudeln auf Swissair-Kurs. Und augenreißend fragt man sich: Wie ist es nur möglich, dass ein ökologisches Projekt, das unsere Energieversorgung vermeintlich noch sauberer machen sollte, den wohl umweltfreundlichsten aller Stromlieferanten kaputt macht?

Für einmal scheiden die Kernkraftwerke als Sündenböcke aus. Sie produzieren den Strom etwa zum selben Preis wie die Wasserkraftwerke. Sie sind keine Konkurrenz zum Wasser, sondern eine perfekte Ergänzung. Die AKW liefern rund um die Uhr die sogenannte Bandenergie; die flexiblen Pumpspeicherwerke decken die Spitzenlast. Es liegt auch nicht am derzeit billigen Öl oder Gas. Auch die fossilen Kraftwerke im Ausland liefern vor allem Bandenergie, auch sie rentieren zurzeit schlecht.

## 25 Milliarden für Flutterstrom

Das Übel ist in erster Linie nördlich des Rheins zu suchen. Deutschland hat allein im letzten Jahr die Solar- und Windanlagen mit 25 Milliarden Euro subventioniert, im laufenden Jahr dürften die Fördergelder auf gegen 30 Milliarden anwachsen. Die mit Zwangsabgaben gedopten Wind- und Solaranlagen nehmen mittlerweile einen beträchtlichen Einfluss auf den Markt. Mit verheerenden Folgen.

Die Krux liegt darin, dass Sonne und Wind den Strom selten liefern, wenn man ihn braucht, sondern eben nur, wenn es die Witterung will. Weil kein Verteiler den unberechenbaren und deshalb faktisch wertlosen Flutterstrom freiwillig kaufen würde, werden die Elektrizitätswerke zur Abnahme gezwungen. Solar- und Windstrom haben damit Priorität, alle anderen müssen sich nach deren Kapriolen ausrichten. Das ist gleich doppelt fatal.

Zum einen sind die Kraftwerke, welche die Bandenergie liefern, schlecht ausgelastet. Sie müssen ihre Leistung dauernd verändern, was



*Am Rand des Ruins:* Staumauer am Zervreilasee.

zu enormen Verlusten führt. Auch den Wasserkraftwerken, welche die Spitzen abdecken, geht, je nach Witterung, ein Teil des Marktes verloren. Zum andern lässt die Zwangseinspeisung die Marktpreise in den Keller sausen, wenn das Wetter die Solar- und Windstromproduktion in die Höhe treibt. So kam es, dass im letzten Jahr der in Deutschland produzierte Solar- und Windstrom einen Wert von lächerlichen zwei Milliarden Euro hatte. Ausgerechnet die alten Kohledreckschleudern sind die Einzigen, die bei diesem ökonomischen und ökologischen Irrwitz noch mithalten können.

Wie soll die Schweiz reagieren? Die Wasserkraft subventionieren? Den Markt gegen den deutschen Dumping-Strom abschotten? Die heimische Produktion ihrem Schicksal überlassen und den Strom importieren? Energeministerin Leuthard laviert orientierungslos zwischen europäischem Freihandel und schweizerischer Preisinsel. Beides geht nicht.

Die Misere ist auch hausgemacht. Über die kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) subventioniert auch die Schweiz die Produktion des marktschädlichen Flutterstroms Jahr für Jahr mit dreistelligen Millionenbeträgen. Dabei müsste man sich allerdings eingestehen, dass die Energiewende gescheitert ist, bevor sie richtig angefangen hat. Doch je länger wir zuwarten, desto bedrohlicher wird der Schaden.

# Damenprogramm



*Joachim Sauer, Schattengatte.*

**D**er Grund, weshalb die Weltstaatsfrau Angela Merkel ihren Ehemann Joachim letzte Woche erstmals in ihrem Begleittross zu einem G-7-Gipfel mitnahm, nach Japan, findet keine Erklärung. Vielleicht brauchte «Mutti» einfach seine Zuneigung und Gegenwart. Jedenfalls diagnostizierten Mitreisende eine nach Flüchtlingskontroversen, den Rencontres mit gestandenen Mannsbildern wie Putin, Erdogan und Seehofer «gelöste» Kanzlerin, die «zu sich selbst zurückfindet» (*Die Welt*). Und Herr Sauer, zivil ein hochgeachteter Chemiewissenschaftler, schlüpfte perfekt in seine Rolle, absolvierte mit einer Reihe attraktiver Ehefrauen das Damenprogramm, das aber politisch korrekt nicht mehr so genannt und ohnehin von François Hollande notorisch etikettenmässig belastet wird, weil nicht klar ist, welche er mitbringt. Professor Sauer nimmt sich so zurück, dass es bei der Eheschliessung im Jahre 1998 auch nicht zu einem fliegenden Namenswechsel der etablierten Politmarke Merkel kam. Die Pastorentochter Angela Kasner hatte 1977 in der DDR ihren Studienkollegen der Physik, Ulrich Merkel, geheiratet und fünf Jahre später (Er: «Es kam völlig überraschend») verlassen. Mit einer einzigen Scheidung liegt Angela Merkel ja noch im christlichen Zählbereich, gemessen etwa an libertären Linken und Grünen wie Schröder (vier Ehefrauen) oder Fischer (fünf). Professor Sauer tritt so Rollen-diskret auf wie einst Denis Thatcher, sein Vorläufer als Schattenmann einer starken Regentin, sieht aber so verdächtig gut aus wie ein gepflegter Gentleman in einem «Tatort». Denis wartete auf sie bis lange nach Mitternacht in 10 Downing Street, und Margaret kochte ihm Tee. Sie waren 52 Jahre verheiratet, sie wurde 87, er 88 Jahre alt. Nun also zwei gemeinsame Elfstundenflüge. Sauer auf dem Japan-Parcours, wie er mit der Gastgeberin Akie Abe flirtet, religiöse Schreine studiert und Perlentaucherinnen zuschaut. Aber nichts Verlässliches über diesen Verlässlichsten. Joachim Sauer hat in elf Jahren Ehe kein einziges Interview gegeben. *Peter Hartmann*

## Wider die Natur

Von Alex Baur — Auch Adoptivkinder haben ein Recht auf ein Mami und einen Papi.

Adoptiveltern seien im Idealfall wie richtige Eltern, denken viele. Das ist grundfalsch. Adoptiveltern sind normalerweise für ihre Kinder ganz einfach die Eltern, und zwar unbezogen davon, ob sie ihre biologischen Erzeuger kennen oder nicht. Den meisten Kindern fällt es erstaunlich leicht, neue Eltern anzunehmen, wenn sie ihre biologischen Eltern verlieren. Die Natur hat es so eingerichtet.

Die meisten Kinder unterscheiden aber sehr wohl zwischen Vater und Mutter. Auch das liegt in der Natur. Je nach Alter suchen sie eher die Nähe zum einen oder andern Geschlecht, Buben sind anders als Mädchen. Und wenn ein Elternteil fehlt, suchen sie sich selber Ersatz. Natürlich sind nicht alle gleich. Doch es gibt klassische Muster, die zum Einmaleins der Psychologie gehören. Das soll nun plötzlich nicht mehr gelten. Neuerdings sollen Kinder auch zwei Papis oder zwei Mamis haben können. Der Nationalrat hat diese Woche die sogenannte Schwulenadoption durchgewinkt, wenngleich nur für Stiefkinder. Vorläufig.

Mit dem Kindeswohl, das heuchlerisch vorgeschoben wurde, hat das rein gar nichts zu tun. Im Gegenteil. Es geht allein um das Wohl von Schwulen und Lesben, die als gleichgeschlechtliche Elternpaare anerkannt werden wollen. Das ist verständlich. Sie möchten gleich sein wie alle andern. Aber sie erliegen einer Illusion: Für die Zeugung braucht es nun mal zwei Geschlechter. So zu tun, als ginge es auch anders, ist eine Lüge, die man den Kindern nicht aufbürden darf. Auch die meisten Kinder möchten sein wie alle andern.

Schon immer haben Schwulen und Lesben Kinder gezeugt und aufgezogen, ob als Alleinerziehende oder in Partnerschaft. Das geht auch ohne Reagenzglas. Niemand kann und darf ihnen das verbieten. Unter den *Hetis* gibt es gute und schlechte Eltern genau wie bei den Homosexuellen. Das ist nicht der Punkt.

Die Funktion, die man den Zweitmüttern und Zweitvätern zuteilen will, gibt es seit Menschengedenken: Es ist der «Götti» oder die «Gotte». Die Paten springen ein und übernehmen Verantwortung, wenn den Eltern etwas zustösst. Die Patenschaft kann man ruhig gesetzlich verankern, aber dann bitte für alle Kinder. Für die Aufwertung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften sind Adoptivkinder jedoch ein denkbar schlechtes Vehikel. Sie können sich nicht wehren. Auch Adoptivkinder haben das Recht auf ein Mami und einen Papi, gleichgültig, ob einer von ihnen abwesend ist.

## Die Milliarden-Quote

Von Philipp Gut — Der Nationalrat entscheidet über die neuen Kredite für die Entwicklungshilfe. Deren Höhe bemisst sich nach einem fixen Anteil am Bruttonationaleinkommen. Eine unsinnige Regelung.

Es ist ein politisches Ritual, das sich alle paar Jahre wiederholt: das Feilschen um den Anteil der staatlichen Entwicklungshilfe am Bruttonationaleinkommen (BNE). Am Montag dieser Woche haben die in der Dachorganisation Alliance Sud zusammengeschlossenen Hilfswerke und Lobbygruppen vor dem Bundeshaus in einer medienwirksamen Aktion ihren «Weckruf gegen Hunger und Armut» erschallen lassen. Sie setzten sich lautstark für eine massive Erhöhung der Quote von 0,5 auf 0,7 Prozent ein. Laut Angaben der Veranstalter haben sich an der seit Wochen rollenden Kampagne über 75 Organisationen beteiligt. Es seien mehr als 32 000 Unterschriften «für eine weltoffene und solidarische Schweiz» gesammelt worden. Am Donnerstag entscheidet der Nationalrat über den Verpflichtungskredit für die Entwicklungshilfe.

Dass sich die Hilfslobby eine teure Kampagne mit ganzseitigen Inseraten leistet, hat wirtschaftlich durchaus Sinn: Es geht für sie um Geld, um viel Geld. In den Jahren 2017 bis 2020 will der Bundesrat 11,06 Milliarden Franken für die Entwicklungshilfe ausgeben, wovon auch die Hilfswerke profitieren. Denn in den meisten Fällen kommt der Grossteil ihres Budgets nicht von Spendern, sondern von den Steuerzahlern.

### Die Uno steht dahinter

Der Branche genügt das aber nicht, sie will noch mehr – eben die erwähnte Erhöhung von 0,5 auf 0,7 Prozent des Bruttonationaleinkommens. Ohne Crash-Kurs in Ökonomie versteht man das kaum. Aber man versteht es auch sonst nicht wirklich. Das BNE ist gemäss Lexikon «die Summe der Marktwerte aller Güter und Dienstleistungen, die während eines bestimmten Zeitraumes (normalerweise ein Jahr) von den Inländern eines Landes produziert werden». Im Unterschied zum ähnlichen Bruttoinlandsprodukt spielt es beim BNE keine Rolle, ob die Wertschöpfung in der Schweiz stattfindet oder nicht – sie kann auch von einer hier wohnhaften Person im Ausland erzielt werden.

Nachdem die vom Parlament vorgegebene Zielgrösse von 0,5 Prozent im vergangenen Jahr eingehalten und sogar übertroffen wurde, dürfte die Quote bis 2020 gemäss aktuellen Schätzungen auf 0,48 Prozent zu liegen kommen. Die Finanzkommission des Nationalrats beantragte Kredite in der Höhe von 9,585 Milliarden Franken, was einem Anteil

von 0,4 Prozent entspricht. Die vorberatende Subkommission hatte zuvor für 0,3 Prozent plädiert. Schliesslich schlug sich eine weitere Kommission, nämlich die Aussenpolitische, auf die Seite des Bundesrats und gegen die sparsamere Finanzkommission: Sie ist für 0,48 Prozent.

Dass um Staatsgelder gerungen wird, besonders von Seiten der Profiteure, ist normal. Nicht normal ist der Anspruch auf einen festen Anteil. Die Quotenregelung bei der Entwicklungshilfe ist eine Forderung der Uno, die diese bereits 1970 gestellt hat. Eine Renaissance erlebte sie mit den Uno-Millenniumszielen. Seither gehört sie zum Standardargument auf dem Basar um die Entwicklungsmilliarden. Die Hilfswerke verweisen gern auf Länder mit einem höheren Anteil. Dabei unterschlagen sie, dass die Schweiz pro Kopf eine der höchsten Quoten aller europäischen Staaten aufweist.

Schon gar nicht mehr diskutiert wird der Sinn oder vielmehr der Unsinn einer solchen Quote. Staatliche Leistungen sollten sich eigentlich auf ein notwendiges Minimum beschränken und sich nach konkreten Bedürfnissen bemessen. Nicht so bei der Entwicklungshilfe. Ein Schuft, wer denkt, dass dies genau die Absicht ist: Das Geld sprudelt automatisch, wozu auch immer.



Basar um Staatsgelder: Aktion in Bern.

# Religionsfreiheit ist überholt

Von Rico Bandle — Meinungsfreiheit ist die wichtigste Voraussetzung für die Demokratie. Dies schliesst den Glauben ein. Dass er speziell hervorgehoben wird, ist nicht nur überflüssig, sondern schädlich.



Sonderrechte für religiöse Menschen?

Nach Jahrhunderten religiöser Intoleranz und unzähliger Glaubenskriege gehörte die Einführung der Religionsfreiheit zu den grossen aufklärerischen Errungenschaften. In der Schweiz erhielten die Juden 1866 die Niederlassungsfreiheit, das Jesuitenverbot wurde gar erst am 20. Mai 1973 per Volksabstimmung (55 Prozent Ja-Anteil) aus der Bundesverfassung gestrichen. Niemand wünscht sich die alten Zeiten zurück, jeder soll an das glauben dürfen, was er will: ob an Jesus, an Mohammed, an Veganismus, an Yoga, an Scientology, an Mike Shiva oder an gar nichts. Der Artikel 9 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK; «Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit») und der Artikel 15 in der Bundesverfassung («Glaubens- und Gewissensfreiheit») widmen sich dem Thema, wobei die Bundesverfassung deutlich zurückhaltender formuliert ist als die EMRK, die Einschränkungen in der Glaubensausübung nur unter Einhaltung strenger Voraussetzungen zulässt.

## Sonderregeln für Fanatiker

Dass niemand mehr wegen seines Glaubens verfolgt oder diskriminiert werden soll, ist heute im Westen glücklicherweise eine unbestrittene Selbstverständlichkeit. Dennoch sorgt die «Religionsfreiheit» in der Rechts-

auslegung zunehmend für Spannungen. Am Wochenende zum Beispiel befand alt Bundesrichter Giusep Nay in der *Schweiz am Sonntag*, aus seiner Sicht dürften die zwei muslimischen Schüler aus Therwil nicht zum Handschlag mit ihrer Lehrerin gezwungen werden. Er begründete dies mit der «strenggläubig orthodoxen Glaubenshaltung der Schüler beziehungsweise ihres Vaters». Mit anderen Worten: Gerade weil sie den Glauben extrem auslegen, ist die Handschlagverweigerung der Buben durch die Religionsfreiheit geschützt. Was gilt nun aber, wenn in derselben Klasse ein Esoteriker oder ein Atheist der Lehrerin die Hand nicht geben möchte? Läuft dies dann auch unter Religionsfreiheit? Oder dürfen diese Schüler zum Handschlag gezwungen werden, während der Muslim eine Dispens erhält?

Mit solchen Fragen haben sich Schulen, Behörden und Gerichte immer häufiger zu beschäftigen; dass sich Fanatiker auf die Religionsfreiheit berufen, gehört zum Alltag. In Zeiten von religiösem Extremismus auf der einen Seite und Atomisierung des Glaubens auf der anderen muss man sich fragen, ob die explizite Ausformulierung der Religionsfreiheit überhaupt noch zeitgemäss ist.

## Starkes Signal

Durch die Meinungs- und Versammlungsfreiheit ist die Religionsfreiheit bereits umfassend gewährleistet: Jeder darf seine Religion frei ausüben, solange er sich innerhalb der Rechtsordnung bewegt. Die spezielle Erwähnung einer Religionsfreiheit, wie das heute der Fall ist, wäre gar nicht nötig – genauso wenig, wie es explizit eine Essensfreiheit, Sportfreiheit oder Spielfreiheit braucht, obschon auch diese garantiert sind. Die Religion und den Glauben besonders hervorzuheben, ist nicht nur überflüssig, sondern schädlich. Es impliziert, dass für religiöse Menschen Sonderrechte gelten, dass sie sich mehr erlauben können als andere. Und es stellt Lehrer und Behörden im täglichen Umgang vor schwierige Entscheidungen: Was wiegt schwerer, unsere Regeln oder die Religionsfreiheit?

Die Streichung der Religionsfreiheit aus der Verfassung wäre ein starkes Signal in einem säkularen Staat: dafür, dass für alle dieselben Regeln gelten, dass Religion als Rechtfertigung für ungebührliches Verhalten nicht toleriert wird und, vor allem, dass der Glauben bei uns eine Privatangelegenheit ist – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

# Frauenhass

Von Claudia Schumacher — Auf Twitter sind weibliche User so sexistisch wie Männer.

Das Internet wird leider selbst im Jahr 2016 immer noch von vielen Menschen als Ort missverstanden, an dem man sich nicht benehmen muss. Liest man Online-Kommentare zu Artikeln oder Videos, die sich auf Frauen des öffentlichen Lebens beziehen, ist das oft, als stecke man plötzlich mitten in einer Folge der mittelalterlichen Fantasy-Serie «Game of Thrones», wo keine Folge ohne saftige Frauenschändung vergehen darf.

«Einer der Spieler sollte sie mit den Absätzen ihrer High Heels zu Tode schlagen», «Was für eine Hure du bist!», «Deshalb stellen wir keine Frauen an, ausser wir brauchen einen Blowjob oder jemanden, der Essen macht», «Hoffentlich ist sie Bill Cosbys nächstes Opfer, das wäre superlustig!» – eine Auswahl echter Online-Kommentare gegen amerikanische Sportreporterinnen. Eine von ihnen wurde tatsächlich bereits vergewaltigt. Auch das wurde kommentiert: «Wieso spricht sie öffentlich über ihre Vergewaltigung? Um zu beweisen, dass selbst sie jemanden abkriegen kann?»

## Vergewaltigungs- und Morddrohungen

Von den zehn am häufigsten beschimpften Personen auf Twitter sind acht Frauen (die anderen zwei sind schwarze Männer). Ein Armutszeugnis für den Stand der Gleichberechtigung im Internet. Auffallend ist, dass der Hass in der virtuellen Welt oft gegen Frauen geht, die erfolgreich sind und über deren Arbeit man in der Presse und im Fernsehen eher Gutes erfährt. Eine der detailliertesten Untersuchungen zum Thema kommt zu dem Ergebnis, dass die härtesten Missbrauchsfälle im Internet gegen Frauen zwischen 18 und 24 Jahren gerichtet sind und in Form von Vergewaltigungs- oder Morddrohungen stattfinden, während Männer eher mit sanfteren Formen von Erniedrigung davonkommen.

Traurig ist in diesem Zusammenhang auch, was die neuste Studie des überparteilichen, britischen Think-Tanks Demos herausgefunden hat: 50 Prozent der frauenfeindlichen Äusserungen auf Twitter gehen von Frauen und Mädchen selbst aus. Besonders beliebt unter den Beschimpfungen, die von Frauen gegen Frauen gehen, sind solche, die das Aussehen attackieren: «dünne Schlampe», «fette Tussi».

Ist es da ein Trost, wenn mit Kit Harington gerade ein männlicher Hauptdarsteller von «Game of Thrones» über einen grassierenden Sexismus in Hollywood klagt, unter dem schöne Männer leiden? Nein, warum auch.



Der Schlüssel liegt nicht auf dem Pass: Schöllenenenschlucht mit Teufelsbrücke.

## Urzelle

# Mein Gotthard

*Von Alex Baur* — Die Überquerung des Gotthards ist für viele Schweizer pure Magie. Mit dem Wunderwerk des neuen Basistunnels wird dieses Erlebnis Geschichte. Bedauerlicherweise. Doch es bleibt dabei: Dem Berg, der eigentlich keiner ist, verdankt die Schweiz ihre Existenz.

So ganz unter uns: Schon als Kind hatte ich meine Mühe mit dem lieben Gott. Gross und mächtig sei er, hiess es, aber eben unsichtbar und unfassbar. Ich konnte mir einfach nichts Derartiges vorstellen. Aber es gab einen Ersatz: den Gotthard. Früh gelangte ich zur Überzeugung, dass «Gotthard» direkt mit «Gott» zu tun habe. An sich ist ja auch der Gotthard unsichtbar. Er ist eben gerade kein Berg, sondern eine Delle im Alpenmassiv. Trotzdem: Allein schon der Name Gotthard wirkte auf mich wie eine gewaltige, mysteriöse Urkraft.

Da wir zeitweise im Tessin lebten, reiste ich in den 1960er Jahren mit meinen Eltern oft über den Gotthard. Eine Autobahn gab es damals noch nicht. Ich war zu klein, um die strategische, geografische oder historische Bedeutung des Passes zu begreifen. Aber mir war von allem Anfang an klar, dass es sich um einen magischen Ort handeln musste. Am Gotthard kam man nicht einfach vorbei. Wenn wir in unserem Opel Kapitän über den Pass kurvten, war ein

Zwischenhalt selbstverständlich. Oft rasteten wir auf dem Hospiz, aber auch mal bei der Zwing Uri ob Amsteg oder bei der Teufelsbrücke in der Schöllenenenschlucht.

### Im Herzen der Schweiz

In Erinnerung blieb mir vor allem das düstere, in Stein gemeisselte Suworow-Denkmal. Ein Russe am Gotthard! Wir befanden uns im Kalten Krieg, Russland war unheimlich und bedrohlich. Einer von Suworows Soldaten sei eben ein Vorfahre meiner Mutter gewesen, behauptete mein Vater einmal. Es war ein Spass, aber Kinder verstehen bekanntlich keine Ironie. Ich nahm das ernst und fühlte mich den Russen fortan irgendwie verbunden.

Warum man diesem Russen just im Herzen der Schweiz ein Monument errichtet hatte, begriff ich erst viel später. Doch schon damals wurde mir klar: Der Gotthard, das war ein Ort von Welt – vielleicht sogar der Nabel der Welt, meiner Welt. Auf dem Hospiz musste man von

Deutsch auf Italienisch umstellen. Der Geruch, das Wetter, die Architektur, einfach alles änderte sich mit einem Schlag, obwohl wir uns immer noch in derselben Schweiz befanden. Nirgends war die Vielfalt meiner Heimat sinnlich so fassbar wie auf dem Gotthard.

Der Gotthard, das war ein internationaler Ort. Wir spotteten über die Holländer, die mit ihren Wohnwagen in den engen Serpentinaen der Tremola hängenblieben wie gestrandete Walfische. Um die Wette ordneten wir die Nummernschilder aus halb Europa den jeweiligen Ländern zu. Heimlich belauschten und beäugten wir die Camionneure, die damals in den Raststätten noch hemmungslos Bier tranken und fremde Zigaretten qualmten, um ihre Herkunft zu erraten. Die zackigen Deutschen verstand ich, aber sie sprachen schneller, so schien mir, als ich denken konnte. Ich begriff allerdings schnell, wie man sie auf einfache Art schachmatt setzen konnte: Man musste nur Mundart oder Italienisch sprechen.

Auch die Reise im Zug, in der Regel mit den Grosseltern, war stets ein Erlebnis. Jedes Mal versuchte mir meine Grossmutter das Phänomen «Chileli von Wassen» näherzubringen. Das Brimborium um diese Kirche liess mich völlig kalt. Um Höhe zu gewinnen, drehte der Zug drei Runden im Berg, das war doch simpel. Welch tollkühner Willensakt hinter den Kehrtunneln steckte, als man die zweispurige Alpentransversale zwischen 1872 und 1882 in bloss zehn Jahren in den Berg hineinsprengte, wurde mir erst viel später bewusst.

### Synonym für Widerstandsgeist

Richtig fasziniert war ich dagegen, als mein Grossvater mitten in einem Kehrtunnel sein an einer feinen Metallkette befestigtes Taschenmesser aus dem Hosensack klaubte und wortlos in der Luft baumeln liess. Das Pendel schlug zu meiner Verblüffung in die falsche Richtung aus, also in diejenige, in die wir uns vermeintlich drehten. Erst als es wieder hell wurde, wurde ich gewahr, dass mich meine Sinne getäuscht hatten, dass das Pendel richtig lag (die Sinnestäuschung kennt auch jeder Pilot, sie ist auf den Corioliseffekt im Gleichgewichtssystem zurückzuführen).

Die Fahrt durch den Gotthardtunnel war immer auch ein wenig Erdkunde. In den nicht klimatisierten Waggonen spürte man die Erwärmung im Berginnern deutlich, die feuchte Hitze schlug sich in Form von Dunst auf den Fenstern nieder. Imponiert haben mir auch die Druckleitungen und monumentalen Bauten der Wasserkraftwerke bei Amsteg und Piotta. Sie machten begreiflich, was die Eisenbahn bewegte. Die alte Gotthardstrecke ist ein in sich geschlossenes System, ein Meisterwerk solider Schweizer Ingenieurskunst, auf die man stolz sein durfte. Auch das begriff ich schon als kleiner Knirps.

Mein Grossvater hatte seinen Aktivdienst auf dem Gotthard geleistet. Er redete kaum über jene Zeit, an die er offenbar nicht nur gute Erinnerungen hatte. Von jener heroischen Verklärung, die seiner Generation später nachgesagt wurde, habe ich nie etwas gespürt. Trotzdem, wie in vielen Schweizer Stuben blieb auch bei meinen Grosseltern das Porträt von General Guisan nach dem Krieg an der Wand hängen. Und im Bücherregal fanden sich Bildbände über die Gotthard-Mittraillure und das Forte Airolo, in denen ich stundenlang blätterte. Der Gotthard war ein Synonym für Widerstandsgeist, ein in Granit gemeisseltes Bekenntnis zu einer unabhängigen Schweiz. Das famose Réduit.

Spätestens hier werden die Kritiker Einspruch erheben. Sie werden daran erinnern, dass sich das Réduit von Saint-Maurice bis nach Sargans erstreckte; dass die Gotthardfestung, deren Bau 1942 an die Hand genommen und erst Jahre nach dem Krieg beendet wurde, nur ein kleiner Teil dieses Réduits war; dass die Armee mit ihrem wenig heldenhaften Rückzug in die Alpen Frauen und Kinder

kampflos den Deutschen ausgeliefert hätte; dass das Konzept der Festung wohl schon damals überholt war und Hitler die Schweiz aus ganz anderen Gründen verschont haben mag.

Der Gotthardmythos sei eine Erfindung der Neuzeit, werden sie spotten, der Pass sei schon im Mittelalter bloss von regionaler Bedeutung gewesen. Eines Tages werden Sarasin, Tanner, Kreis, Maissen und wie sie alle heissen sicher postulieren, die Habsburger hätten den kargen und nutzlosen Gotthard freiwillig verlassen und die stiebenden Stege, sofern sie überhaupt je existierten, seien sowieso ein europäisches Entwicklungsprojekt gewesen.

Bis auf weiteres halte ich mich trotzdem an jene Version, wie sie damals, in den 1970er Jahren, noch in den Schulen gelehrt wurde. Sie scheint mir schlüssig. Der Schlüssel liegt nicht auf dem Pass, sondern in der Schöllenschlucht, die bis ins frühe Mittelalter als unpassierbar galt. Das erklärt, warum die Römer den Gotthard kaum nutzten. Die Gotthardsaga beginnt erst um das Jahr 1220 mit dem Bau der Twärenbrücke über die Reuss. Ein Jahrzehnt später folgte die Teufelsbrücke. Erst damit wurde der Alpenübergang für den Personen- und Warenverkehr erschlossen.

Aus der Vogelperspektive lassen sich die geografischen Vorteile der Gotthardroute am einfachsten ergründen. Eine direktere Verbindung zwischen Deutschland und Italien mit einer Maximalhöhe von nur 2100 Metern über Meer findet sich weit und breit nicht. Beim Weg über das Wasserschloss stehen keine Quertäler im Wege. Dass der Gotthard mit der Überwindung der Schöllenschlucht mit einem Schlag zur wichtigsten Alpen-Transitachse avancierte, ist nur logisch.

Fast zeitgleich mit dem Bau der Teufelsbrücke wurde Uri 1231 reichsfrei. Der Ort schuldete fortan nur noch dem Kaiser Gehorsam, verpflichtete sich aber im Gegenzug, den Durchgang über den Gotthard zu garantieren. Wenig später bekamen auch Schwyz und Unterwalden den Freibrief. Es war das Startsignal zur Eidgenossenschaft – ob mit oder ohne Tell, Stauffacherin und Rütlichswur.

Die Kontrolle über den Gotthard gab nicht nur den Anlass zur Expansion gegen Süden im 15. Jahrhundert, sie war der Urquell der Eidgenossenschaft. Der Pass war für den Handel wichtig, aber ebenso für Pilgerreisen nach Rom und im Hinblick auf die schnelle Verlegung von Soldaten von einer nicht zu unterschätzenden militärischen Bedeutung. Festungsanlagen auf der Gotthardstrecke gab es seit dem Mittelalter in allen Epochen, lange vor den beiden Weltkriegen und dem Réduit.

Natürlich ist das Geschichte. Brenner und Mont-Blanc-Tunnel haben das Gotthardmonopol längst gebrochen. Seit bald einem Jahrzehnt brettern die Züge mit bis zu 250 Stundenkilometern durch den Lötschberg. Der Simplon wurde schon bei seiner Erstel-

lung vor über hundert Jahren als zweiröhriger Basistunnel konzipiert. Dem Gotthard-Mythos hat es keinen Abbruch getan. Er ist und bleibt der König der Alpenpässe. Neuerdings gekrönt mit dem längsten Tunnel der Welt.

Es gibt wenige Länder, die ihre Existenz einer internationalen Verkehrsachse verdanken. Anders als etwa eine Rasse oder Religion, finde ich, ist das eine akzeptable und rentable Raison d'être für ein Land. Am ehesten ist die Schweiz mit Panama zu vergleichen. Das Schicksal des zentralamerikanischen Landes ist auf Gedeih und Verderb mit dem Kanal verbunden. Nach dem Niedergang der spanischen Kolonie wurde die Landenge zwischen Pazifik und Atlantik 1821 vorerst Kolumbien zugeschlagen. Mehrmals versuchte sich die Provinz Panama abzuspalten. Die Eigenständigkeit erfolgte 1903 erstaunlich schmerzlos. Der Bau des Kanals gab den Ausschlag.

Dass Panama eine für lateinamerikanische Verhältnisse einzigartige Stabilität und Prosperität geniesst, ist kein Zufall. Die Schutzmacht USA spielte sicher eine wichtige Rolle, aber nicht nur sie. Keiner der Anrainerstaaten – nicht einmal Kolumbien, das den Verlust der abtrünnigen Provinz nie ganz verwand – hatte je ein Interesse daran, die lebenswichtige Verbindung über den Isthmus zu gefährden. Als neutraler Kleinstaat mit bloss drei Millionen Einwohnern war Panama andererseits für seine Nachbarn auch nie eine Bedrohung. Als Hüterin einer internationalen Wasserstrasse wurde die Republik automatisch zum globalen Marktplatz. Dass sich Panama zum internationalen Banken- und Finanzplatz entwickelt, ist nur folgerichtig. Das kommt uns doch alles sehr bekannt vor.

### Der Mythos wird überleben

Wie die Fahrt durch den Panamakanal ist die Überquerung des Gotthards immer auch eine Reise durch die Geschichte mit einer mystischen Komponente. Das gehört seit dieser Woche wohl, zumindest für Bahnreisende, der Vergangenheit an. Zwischen Erstfeld und Biasca gibt es nicht mehr viel zu sehen ausser Stahl und Beton. Der Gotthard verschwindet im Fels und damit aus der Wahrnehmung.

Als mein Vater vor siebzig Jahren nach Amerika auswanderte, dauerte die Überfahrt mit dem Schiff noch mehrere Wochen. Ich stelle ihn mir vor, wie er an der Freiheitsstatue vorbei in den Hafen von New York eintrudelte. Und ein wenig beneide ich ihn dafür. Der amerikanische Traum lebt wohl weiter, und wer will, der kann die Freiheitsstatue heute bequem von einem Touristenboot aus besichtigen. Aber es ist nicht dasselbe. Die Reise in die Neue Welt hat an Magie verloren, seit wir sie in wenigen Stunden mit dem Flugzeug bewältigen.

Genau so ist es mit dem Gotthardtunnel. Die Zufahrt in den Süden wird so spannend wie ein U-Bahn-Trip durch eine beliebige Grossstadt. Der Mythos Gotthard wird es überleben.

## Personenkontrolle

**Leuthard, Kiener Nellen, Cameron, Joder, Stucki, Rühli, Bütler, Grunder, Landolt, Hess, Hess, Draghi, Schäuble, Eisenring, Roth, Jordan, Papst Franziskus, Clooney, Gere, Hayek, Clooney, DiCaprio**

Verkehrsministerin **Doris Leuthard** hat ein Flair für schnelle Autos. Wie in der Politik will sie auch auf der Strasse stilsicher die Kurven kriegen. Damit ihr das auch in Zukunft halbwegs passabel gelingt, haben sie ihre Amtsdirektoren vor einigen Wochen mit einem Schleuderkurs beschenkt. Am Mittwoch vor einer Woche nahm die Verkehrsministerin daran teil. Ob der Kurs geholfen hat, zeigt sich am Sonntag. Dann nämlich könnte es – das indizieren gegenwärtig die Umfragen – die CVP-Bundesrätin bei der Abstimmung zur Service-public-Initiative aus der Kurve tragen. (hmo)

Neue Erkenntnisse über SP-Nationalrätin **Margret Kiener Nellen**: Seit die *Weltwoche* publiziert hat, dass die Politikerin im Steuerjahr 2011 null Franken versteuerte, weil sich ihr Ehemann mit 400 000 Franken in die Pensionskasse eingekauft hatte, geht die Bernerin nicht mehr ohne Steuerausweis auf die Strasse. Kommt wieder einmal die Rede auf das Thema, zückt sie jedenfalls unerwartet ein Blatt Papier aus der Handtasche, auf dem sämtliche Beträge aufgelistet sind, die sie gemeinsam mit ihrem Ehemann seit 2010 dem Berner Fiskus überwiesen hat. Vor 2011 waren es Beträge um die 750 000 Franken, danach zwischen 92 000 und 98 000 Franken. Im letzten Jahr waren es sogar 107 000 Franken – «3000 Franken mehr, als der englische Premier **David Cameron** zahlt», betont Kiener Nellen. Wir sind beeindruckt, auch wenn sich die Bedeutung dieses Vergleichs nicht ohne weiteres erschliesst. (hmo)

Alt Nationalrat **Rudolf Joder** (SVP) rotiert immer noch in der Europapolitik, und zwar als Präsident der Swiss Helicopter Association. Das Problem: Die Regulierung der European Aviation Safety Agency (EASA) sei ein «Albtraum» aus französischer Zentralisierung und deutschem Obrigkeitsglauben, der hierzulande mit Schweizer Präzision umgesetzt werde, klagte der Helikopteringenieur **Martin Stucki** vor zwei Jahren in der *Weltwoche*; deshalb solle die Schweiz aus der EASA austreten. So fordern die Überregulierer in Brüssel, Helikopterpiloten seien mit sechzig Jahren in die Pension zu schicken. Das aber stellt die Schweizer Unternehmen vor grosse finanzielle und personelle Probleme. Dabei gebe es, hält das Communiqué des



*Schleuderkurs*: Verkehrsministerin Leuthard.



«Kapuzinerpredigt»: BDP-Mann Grunder.



*Ermahnung*: Finanzminister Schäuble.

Schweizer Verbandes fest, keinerlei medizinische Studien oder Statistiken, dass Piloten über sechzig weniger sicher flögen. Der Nationalrat samt Joder winkte übrigens den Beitritt der Schweiz zur EASA im Dezember 2005 durch. Das *Amtliche Bulletin* vermerkt Einstimmigkeit. (sär)

Am Sonntag findet ein unsäglicher Abstimmungskampf sein verdientes Ende. Eigentlich wollten die Befürworter eines bedingungslosen Grundeinkommens nur eine Debatte anstossen. Allerdings waren dabei Gegenargumente nicht vorgesehen. Bei der «Langen Nacht des Grundeinkommens» im Theater Basel störte das Publikum den Spezialisten von Avenir Suisse, **Lukas Rühli**, so lange, bis er entnervt vom Podium abging. Und nach einer Podiumsdiskussion von Tamedia in Zürich stöhnte die grösste Expertin für Sozialversicherungen des Landes, die umgängliche St. Galler Professorin **Monika Bütler**: «Ich hätte wohl auch «Ali mini Äntli» singen können – Hexe bleibt Hexe.» Immerhin meldete sich ein nicht ganz humorloser Gegner nachher bei Bütler: «Ihre Einstellung zum Grundeinkommen ist so gähnend lang-



*Cool*: Amal und George Clooney beim Papst.



*Nicht ohne meinen Steuerausweis*: Kiener Nellen.

weilig, dass ich wirklich gern einmal mit Ihnen ins Gespräch kommen würde.» (sär)

Der ehemalige BDP-Parteichef **Hans Grunder** hielt seiner Partei per Zeitungsartikel eine «Kapuzinerpredigt» (NZZ), in der er der BDP eine düstere Zukunft orakelte. Die jetzige Parteispitze um **Martin Landolt** und **Lorenz Hess** war verständlicherweise eher zerknirscht über den ungefragten Rat. Damit oblag es dem Wirtschaftsverband *Swissmem*, die Stimmung der BDP-Truppe im Bundeshaus zu heben. Er tat dies, indem er T-Shirts mit dem Aufdruck «Ich bin ein Bilateraler» verteilte. Mit diesem modischen Accessoire tourt der Verband von **Hans Hess** derzeit durchs Land, um die Unverzichtbarkeit der Bilateralen I zu illustrieren. Die BDP-Fraktion stürzte sich geschlossen in die blauen Leibchen und liess sich vor dem Bundeshaus in seltener Jubelpose ablichten. (fsc)

Seit die Abschaffung der 500-Euro-Note durch die Europäische Zentralbank (EZB) unter **Mario Draghi** beschlossene Sache ist, wird es einsam um den 1000-Franken-Schein. Der

deutsche Finanzminister **Wolfgang Schäuble** illustrierte diese Tatsache letzte Woche vor der Auslandspresse in Berlin. Wie der zuständige NZZ-Aussenposten **Christoph Eisenring** berichtet, habe Schäuble darauf hingewiesen, dass es kaum noch Länder mit Banknoten mit einem Wert von über 500 Euro gebe. Aus freundschaftlichem Verhältnis zu einem jener wenigen Länder nenne er keine Namen. Was als kleine, freundschaftliche Ermahnung beginnt, kann sich rasch zu einem internationalen Donnergrollen hochschaukeln. **Jean-Pierre Roth**, der frühere Nationalbank-Präsident, empfahl seinem Nach-Nachfolger **Thomas Jordan** schon einmal, das Verteidigungsdispositiv hochzurüsten: «Wir sollten auf der Hut sein vor deutlichem politischen Druck auf die Nationalbank, dem Beispiel der EZB zu folgen.» (fsc)

**Papst Franziskus** wurde wieder einmal mit den Schönen und Reichen gesehen. Der Heilige Vater ehrte die Schauspieler **George Clooney**, **Richard Gere** und **Salma Hayek** bei einer Konferenz in Rom mit einer Medaille. Die Stars engagieren sich für seine Bildungsinitiative. Auch **Amal Clooney** war da. Es war nicht das erste Mal, dass Franziskus als «Papa Hollywood» auftrat. Im Januar hatte er eine Privataudienz bei **Leonardo DiCaprio** bekommen. Was ein wenig erstaunte, heisst es bei den Katholiken doch: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt» (Markus 10,25). Vielleicht läuft es für den Reichen am Himmeltor besser, wenn er wie Clooney und Co. eine Medaille vom Papst vorweisen kann? Auch für Franziskus dürfte die Nähe zu Hollywood nicht zwecklos sein. Schliesslich muss er schauen, dass die religionsferne Jugend den Katholizismus ein bisschen cool findet. Dass die Gegenwart die katholische Kirche nicht mehr völlig kaltlässt, zeigt auch dies: Der Papst erwägt die Zulassung von Frauen zum Diakonat. (dia)

## Nachruf



*Bescheiden:* Manager Senn.

**Martin Senn (1957–2016)** — Weshalb der frühere CEO der Zurich den Entscheid, aus dem Leben zu scheiden, getroffen hat, bleibt sein Geheimnis. Fest steht, dass ihn die abrupte Absetzung als Chef des Versicherungskonzerns im Dezember verletzt hat. Nachdem sich die Zahlen verschlechtert hatten, musste er die Firmenführung per sofort an VR-Präsident Tom de Swaan abgeben, obwohl er den Konzern während zehn Jahren zunächst als Chief Investment Officer und dann als CEO mehrheitlich erfolgreich geführt hatte.

Aufgrund von Problemen in der Sachversicherungssparte General Insurance musste

die Zurich die Reserven aufstocken. Dies und hohe Kosten infolge der Explosionen am Hafen von Tianjin liessen den Konzerngewinn im dritten Quartal einbrechen. Obschon der Rückschlag Senn stark belastete, war dies für ihn kein Grund, das Steuer von einem Tag auf den andern abzugeben wie damals sein Vor-Vorgänger Rolf Hüppi, der den Versicherer – anders als Senn – nahe an den Abgrund geführt hatte.

Gerne hätte Senn bewiesen, dass er den Turnaround schafft. Die Chance hat er nicht bekommen. Ihn, der immer Wert auf Korrektheit legte, konnte dies nicht kaltlassen. Wer den Basler persönlich kannte, schätzte seine Bescheidenheit. Er behielt selbst auf dem Höhepunkt seiner Karriere Bodenhaftung und vergass nie, wie beschwerlich sein Aufstieg vom KV-Lehrling beim Bankverein bis an die Spitze eines Weltkonzerns gewesen war. Wenn immer man ihm begegnete, hatte er ein freundliches Wort, ein gewinnendes Lächeln oder eine humorvolle Bemerkung bereit. Trotz hoher Identifikation mit seiner Aufgabe als CEO war er kein Technokrat, sondern sorgte sich um den Graben zwischen Wirtschaft und Gesellschaft. «Ich kann verstehen, dass viele Menschen aufgrund zahlreicher Fehlleistungen der Eliten das Vertrauen in Wirtschaft und Politik verloren haben», sagte er in einem der Interviews, die ich mit ihm führte. «Doch es ist kontraproduktiv, wenn man deswegen den Handlungsspielraum der Unternehmen einschränkt. Das schadet letztlich allen. Totale Sicherheit bedeutet das Ende des Unternehmertums und der Wirtschaft.» *Martin Spieler*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für digitale Telefonie und Internet.

Ob Selbstständig, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal, ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Sam Roche  
Account Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Sam Roche | Tel. 044 578 77 99 | [business.upc.ch](mailto:business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



# Zauberformel der Bauern

Von Beat Gygi und Hervé Le Cunff (Bilder) — Landwirte sind Eigentümer und Unternehmer. Sie prägen mit ihren Tätigkeiten die Wirtschaft und die Gesellschaft. Wie gelingt es dem winzigen Bauernstand immer wieder, im Parlament und bei der Bevölkerung zu punkten?

Die meisten Leute wundern sich darüber, dass die Bauern als derart kleine Bevölkerungsgruppe in der Politik so stark sind. Und viele ärgert es, dass die Landwirtschaftsvertreter im Parlament und in der Verwaltung immer wieder ihre Spezialwünsche durchbringen und bei andern Interessengruppen sogar noch auf Wohlwollen stossen. Warum geht es der Landwirtschaft nicht wie andern Branchen, die weniger alt sind, früher in ihrer Blütezeit die Industrialisierung vorangetrieben und in der Gesellschaft den Ton angegeben hatten, heute aber fast verschwunden sind und den Weg frei gemacht haben für Neues?

Wie kann der Bauernstand, der nicht einmal mehr ein Prozent des Volkes ausmacht, etwa drei Prozent der Erwerbstätigen beschäftigt und weniger als ein Prozent des Bruttoinlandsprodukts erarbeitet, immer wieder politisch punkten und wirtschaftliche Zuwendungen für sich herausholen, von denen andere Berufsgattungen nur träumen können? Erst recht, wenn man bedenkt, dass die Schweizer Landwirtschaftspolitik Steuerzahler und Konsumenten laut OECD mit etwa einem Prozent des BIP pro Jahr belastet.

Meistens lautet die Antwort, da hätten eben die Politik wie auch die Märkte versagt. Für die NZZ ist die Landwirtschaftspolitik «schlicht der Sündenfall der liberalen Schweiz». Keine andere Branche werde derart stark staatlich umsorgt und von der ausländischen Konkurrenz abgeschirmt wie die Landwirtschaft. Staatsangestellte witzeln, sie hätten dem Bauern nebenan den Traktor bezahlt, und beim Spaziergang am Morgen sehen sie die landwirtschaftliche Wiese als Freilaufgebiet

für ihren Hund an, da das Gras ja vor allem dank staatlichen Direktzahlungen wachse.

Das sind die üblichen Argumentationen, aber es gibt auch eine andere Sichtweise, die oft vergessen geht und die mindestens so ökonomisch ist: Die Bauern bilden eine Bevölkerungsgruppe, die gut einen Drittel der Fläche der Schweiz im Eigentum hat und entsprechend verantwortungsbewusst mit diesem Grund und Boden umgeht. Bauern sind Eigentümer und Unternehmer, und sie prägen mit ihren Tätigkeiten die Wirtschaft und die Gesellschaft. Die Landwirtschaftsflächen machen gut 23 Prozent der gesamten Fläche der Schweiz aus, die Alpweidungsflächen gut 12 Prozent; die Bauern betreuen also fast 36 Prozent der Landesoberfläche. Die Siedlungsflächen dagegen bedecken knapp 8 Prozent der Gesamtfläche.

**Sie bilden eine Bevölkerungsgruppe, die gut einen Drittel der Fläche der Schweiz kontrolliert.**

Wer einen Drittel der Landkarte in der Hand hält, ist nicht ein Winzling, und wer es verstanden hat, dies über Jahrzehnte zu tun, ist ein Erfolgstyp. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass eine Berufsgruppe, die ein solches Vermögen unter ihrer Kontrolle hat, kräftig auftritt. In der Frage, wie Siedlungen und Landschaft aussehen, ja wie die Schweiz aussieht, spielt sie eine entscheidende Rolle. Auch im Wandel der Strukturen. Hatte ein typisches Bauerndorf vor dreissig Jahren ein Dutzend Bauernhöfe mit Flächen zwischen zehn und zwanzig Hektaren, so findet man heute vielleicht noch drei Be-

triebe, die das Land der Ausgeschiedenen zugepachtet haben. Aber mehr noch: Es gibt keine Käserei mehr, der Dorfladen hat eventuell aufgegeben, und die Schule wurde ins Nachbardorf verlegt. Oft ist Landwirtschaftsland praktisch der Gegensatz zu Wald; entweder wird die Fläche bewirtschaftet oder der Waldentwicklung überlassen. Was als attraktiver gilt, wird in der Regel politisch entschieden. Das Zürcher Oberland besteht grossenteils aus Kulturflächen, das St.Galler Oberland direkt daneben wurde eher den Bäumen überlassen.

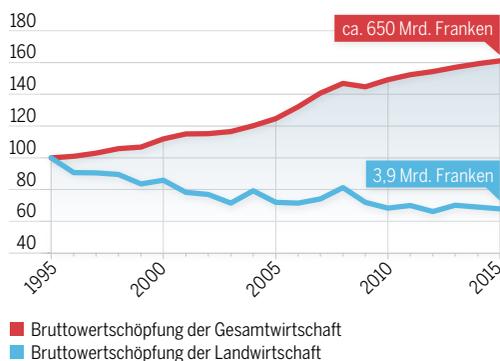
## Hochleistungstypen

Der finanzielle Wert des landwirtschaftlichen Landes ist bescheiden im Vergleich mit dessen politischer Bedeutung. Mit Weizen, Kartoffeln, Gras und Milch lässt sich etwa so viel an Gewinn aus dem Land herausholen, dass ein Quadratmeter Landwirtschaftsland vielleicht einen Hundertstel des Marktwertes von Bauland erreicht. Dahinter steht im Grunde eine Tugend der Branche zugunsten der Wirtschaft. Dieser Wertzerfall hängt damit zusammen, dass die Bauern aus Tradition heraus Hochleistungstypen sind. Die Landwirtschaft hat ihre Produktivität in den vergangenen fünfzig Jahren derart gesteigert, dass sie immer mehr leistete und dabei unzählige Arbeitskräfte an die übrige Wirtschaft abgab.

Bauern haben in der Vergangenheit etwa das vollzogen, was man sich heute von Internetfirmen für die Zukunft erwartet. Fortschritte in der Züchtung von Pflanzen und Tieren, in Fütterung, Düngung und Mechanisierung haben die Pflanzen- und Fleischerträge explodieren lassen, eine Spitzenkuh gibt heute 20 000 Liter

## Laufende Schrumpfung

Bruttowertschöpfung der Landwirtschaft und der Schweizer Wirtschaft (Index 1995 = 100)

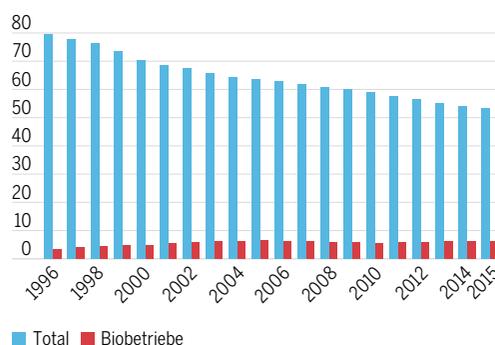


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

**Abnehmende Wirtschaftsleistung.**

## Immer weniger Höfe

Anzahl Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz, in Tausend

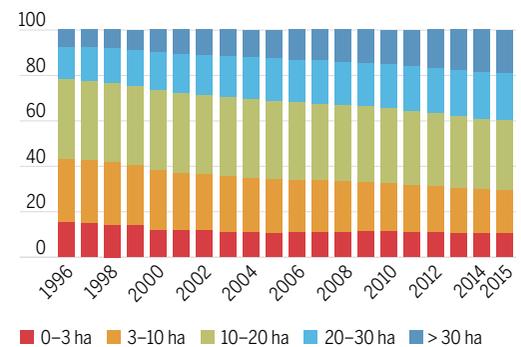


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

**Bio gewinnt an Gewicht.**

## Konzentration der Flächen

Verteilung der Betriebsgrössenklassen, in Hektaren landwirtschaftlicher Nutzfläche, in Prozent

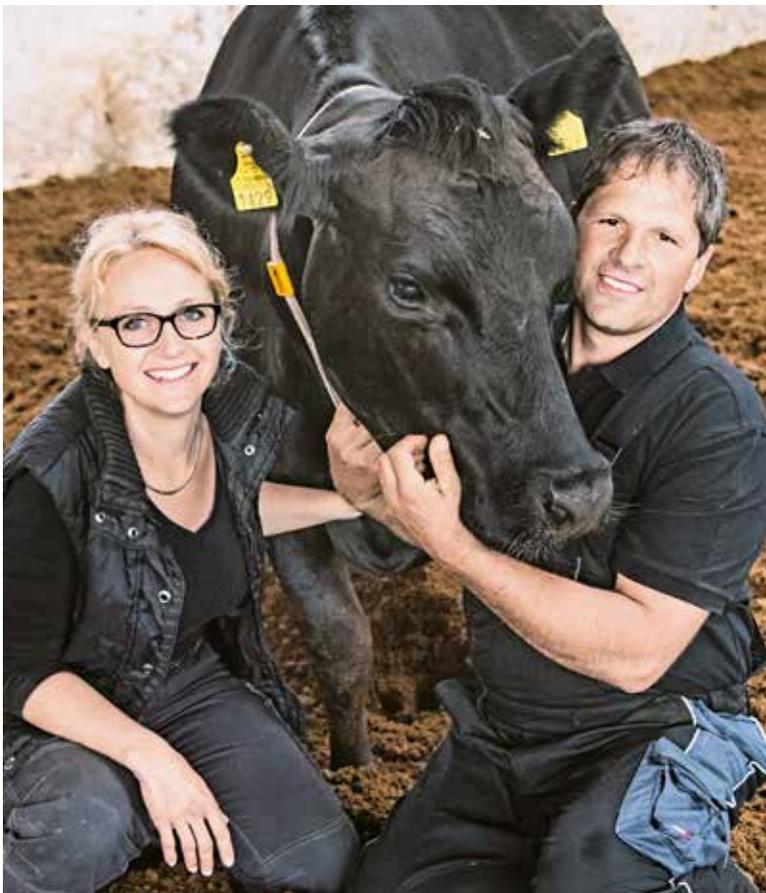


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS)

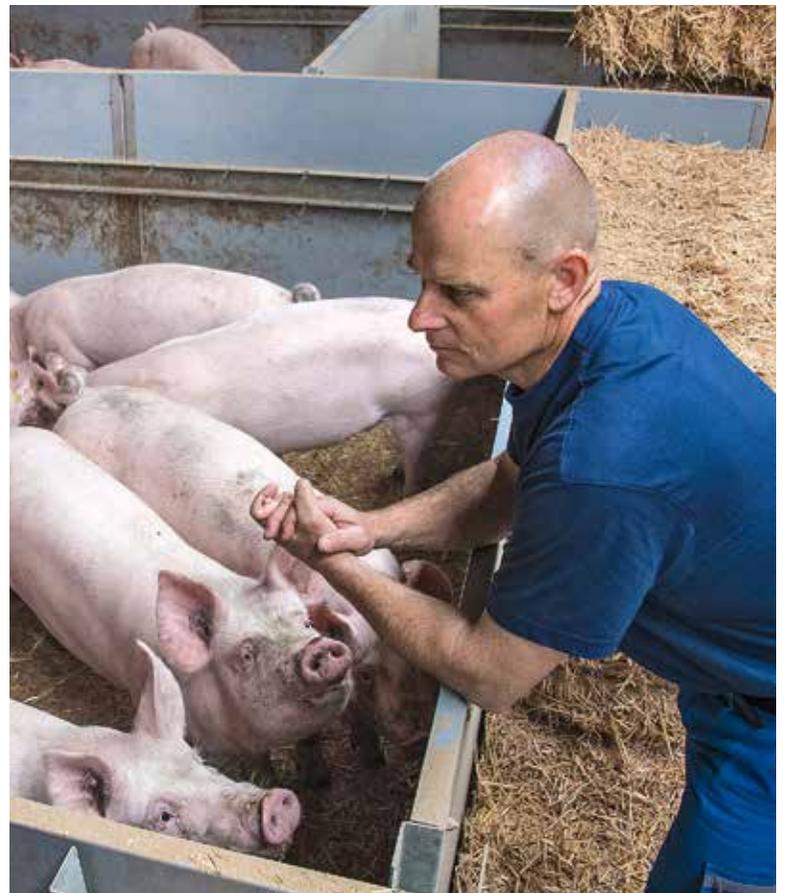
**Wandel der Betriebsstruktur.**



*Bauern Barbara und Bernhard Matter mit Kindern, Rumendingen.*



*Barbara und Urs Lüthi auf ihrem Hof in Burgdorf.*



*Reto Burri, Landwirt in Lyssach.*

Milch pro Jahr, das Vierfache von damals. Maschinen wurden laufend raffinierter, heute können wenige Betreuer vollautomatisierte Farmen managen, die früher ein Dutzend Angestellte hatten. Die Produktivitätsfortschritte drückten allerdings auf die Absatzpreise, denn der Wettbewerb frass die Margen weg. Aber wer nicht ganz aus dem Rennen fallen wollte, musste mitmachen. Tretmühle des technischen Fortschritts nennen die Ökonomen das: Man rennt im Hamsterrad, kommt aber nicht vom Fleck. Das ist das Schicksal vieler Branchen, in denen wie besessen Verbesserungen vorangebracht werden. Bekannte Computerfirmen aus den achtziger Jahren sind schon im Strudel verschwunden.

### Glimpfliche Schrumpfung

Aber die Schweizer Bauern sind nicht am Verschwinden. Die Grafiken deuten darauf hin, dass sich die Branche zwar langsam verändert, aber flächenmässig nicht zurückbildet. Die erste Grafik zeigt, dass der Anteil der Landwirtschaft am Bruttoinlandsprodukt von 1,5 Prozent im Jahr 1995 bis heute auf 0,7 Prozent zurückgeglitten ist. In zwanzig Jahren hat sich das relative Gewicht der Branchenleistung also halbiert. Die zweite und vierte Grafik deuten auf ähnliche Entwicklungen hin: Die Anzahl der Bauernhöfe wie auch der landwirtschaftlich Beschäftigten nimmt stetig ab. Meistens wird der Hof aufgegeben, wenn die Betriebsübergabe an die nächste Generation fällig wäre, die Schrumpfung geht also glimpflich vor sich.

Heute gibt es in der Branche noch rund 55 000 Landwirtschaftsbetriebe und etwa 153 000 Beschäftigte. Und die dritte Grafik zeigt, wie die grösseren Betriebe allmählich an Gewicht gewinnen, weil laufend kleinere Höfe aufgeben und ihr Land an jene verpachten, die im Rennen bleiben. Mit andern Worten: Die Bauern behalten den Drittel der Schweizer Landkarte als Geschäftsgrundlage in der Hand. Gewiss, die Ausgestaltung von Siedlung und Landschaft ist eigentlich Sache der Raumplanung, aber die Landwirtschaftsfläche zu betreuen, ist ein eigenes Geschäft.



Hirtin Barbara Gerber und Simon Langenegger, Langnau.

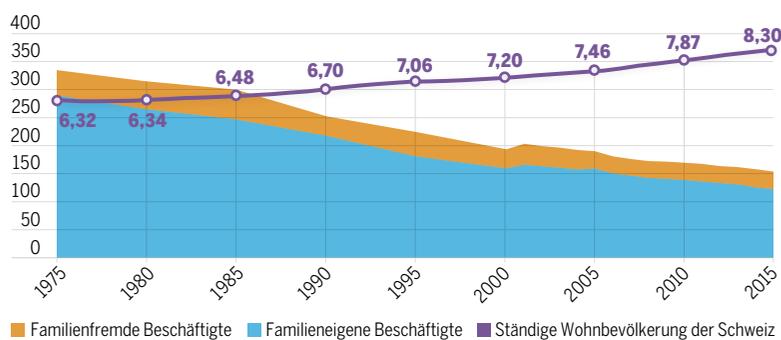
Und es macht den Anschein, dass die Bauern dabei doch noch einiges an Schutz erhalten. In der fünften Grafik zeigt sich, wie stark die Schweizer Landwirtschaft durch die öffentliche Hand gestützt wird. Nach den jüngsten Berechnungen der OECD erhalten die Bauern etwa die Hälfte der Einnahmen vom Staat. Nur in Norwegen zahlen die Steuerzahler und Konsumenten noch mehr für ihre Landwirtschaft. Mitte der neunziger Jahre hatte die Unterstützung in der Schweiz sogar 70 Prozent der Einnahmen ausgemacht, der Schutz wurde also bereits abgebaut. Die Unterstützung stammt aus Zöllen, Importeinschränkungen, Subventionen oder Direktzahlungen an die Bauern. Die Schweiz unterhält laut dieser Erhebung weniger verzerrende Schutzmassnahmen als andere Länder. Direktzahlungen gelten als marktverträglicher.

Mit der Umstellung der Agrarpolitik in den neunziger Jahren begann das Zeitalter der Direktzahlungen. Leistungen zur Landschaftspfle-

ge, Biodiversität und naturnahen Produktion sollten durch direkte Abgeltungen entschädigt werden. Dieses Beitragssystem ist mittlerweile derart komplex geworden, dass die Auflistung und Beschreibung eine 150-seitige Verordnung ergibt. Da gibt es Kulturlandschaftsbeiträge für Offenhaltung von Flächen, Hängen, Steillagen und Alpung. Des weiteren Versorgungssicherheitsbeiträge nach Fläche sowie Produktionserschwerungsbeiträge. Biodiversität wird nach einem breiten Spektrum von Pflanzenstreifen und -arten entschädigt, dann gibt es eine ganze Gruppe von Produktionssystembeiträgen für biologische Landwirtschaft, extensive Produktion, Graslandnutzung, Tierwohlbeiträge und anderes mehr. Ein kleinerer Normalbetrieb kommt vielleicht auf knapp 20 000 Franken pro Jahr, wobei die einzureichenden Formulare einen schmalen Bundesordner füllen. Bauernverbandspräsident Markus Ritter legte kürzlich offen, dass er mit seinem 28 Hektar grossen

### Abnehmendes Personal

Beschäftigung in der Landwirtschaft\*, in Tausend Beschäftigten, und die ständige Wohnbevölkerung der Schweiz, in Millionen Einwohnern



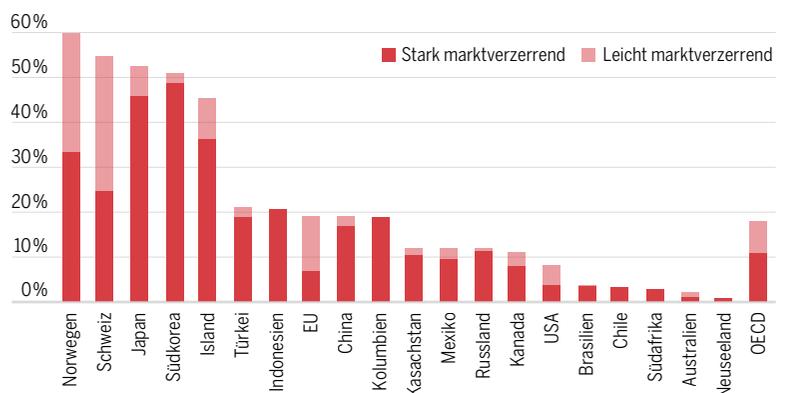
\* Gemäss der seit 1996 geltenden Definition für landwirtschaftliche Betriebe

QUELLEN: BFS, ESPOP, STATPOP

### Rationalisierung der Arbeit.

### Verzernte Märkte

Stützungsbeiträge in der Landwirtschaft, in % der Bruttoeinnahmen der Bauern, 2012–2014



QUELLEN: DIE VOLKSWIRTSCHAFT, OECD

### Internationale Unterschiede im Protektionismus.

Biobetrieb 2014 Direktzahlungen von 85 000 Franken erhielt. Nationalrat Erich von Siebenthal kam mit seinem 29-Hektar-Biobetrieb auf 110 000 Franken.

### Unterstützung aus der Bevölkerung

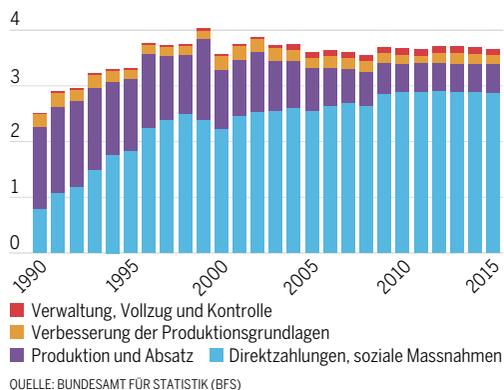
Auch wenn die Direktzahlungen komplex geregelt sind, werden sie im Grundsatz weitherum akzeptiert. Alles in allem geniessen die Bauern in der Schweizer Bevölkerung eine starke Unterstützung, das ist eine herausragende Leistung der politischen Vertreter. Die Abstimmung über den Verfassungsauftrag zu sicherer Versorgung, nachhaltiger Produktion, Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen und Pflege der Kulturlandschaft erhielt seinerzeit 78 Prozent Ja-Stimmen, und im Parlament gelten die Landwirtschaftspolitiker als Typen, auf die man sich verlassen kann, wenn es bei Abstimmungen auf gegenseitige Hilfe ankommt.

Kann es sein, dass dieses Wohlwollen bei der Bevölkerung irgendwann an Grenzen stösst? Adrian Vatter, Professor für Schweizer Politik an der Universität Bern, weist darauf hin, dass 1995 beispielsweise der bundesrätliche Gegenentwurf zur Volksinitiative des Bauernverbandes «für eine leistungsfähige bäuerliche Landwirtschaft» verworfen wurde, ebenso das neue Landwirtschaftsgesetz.

Beide Vorlagen wollten die alten Strukturen zementieren und die Machtkonzentration der grossen Landwirtschaftsverbände stärken. Hingegen sei die Bevölkerung bereit, eine umweltgerechte und nachhaltige Landwirtschaft zu unterstützen. Er hält es für gut möglich, dass die neue Initiative zur Ernährungssicherheit des Bauernverbandes auf Zustimmung stösst. Die Ziele der Initiative seien eigentlich jene, die die Bevölkerung immer unterstützt habe, also das Fördern einer vielfältigen, nachhaltigen Produktion und das Verhindern eines Kulturlandverlusts. Es scheint, dass das Volk nach wie vor dafür ist, den Bauern einen Drittel der Landkarte zur Betreuung zu überlassen. ○

### Steigende Direktzahlungen

Bundesaussgaben für Landwirtschaft und Ernährung, in Milliarden Franken



### Regimewechsel bei der finanziellen Unterstützung.

## Politik

# «Sehr breite Allianzen»

**Bauernpolitiker schmieden seit über hundert Jahren erfolgreich Koalitionen. Politik-Professor Adrian Vatter erklärt die Strategie des Bauernverbandes.**

**Für ihre Anliegen in Volksabstimmungen erhalten die Bauern oft eine hohe Zustimmung, aber in der Öffentlichkeit werden sie immer wieder als Subventionsempfänger kritisiert. Ist das ein Widerspruch?**

Für mich ist das kein Widerspruch. Wenn wir einen Blick auf die Volksentscheide werfen, wie etwa die Abstimmung von 2005 über eine gentechfreie Landwirtschaft, zeigt sich, dass der Stimmbürger als Konsument bereit ist, für eine umweltgerechte und naturnahe Landwirtschaft auch den entsprechenden Preis zu bezahlen. Dabei stimmt aber der Bürger nicht direkt über die hohen Subventionen oder die konkreten Direktzahlungen an die Bauern ab. Das wird ja dann im Parlament ausgehandelt, und da wir kein Finanzreferendum haben, hat der Stimmbürger da wenig Einfluss.

**Also profitiert die Landwirtschaft davon, dass das Volk nur über die grossen Fragen entscheidet und ein wohlgesinntes Parlament die kleineren Regelungen zum Finanziellen trifft?**

Im Grundsatz ist das so. Die Stimmbürger befinden über die grossen Linien, über die Verfassungsartikel und nicht über einzelne Subventionen auf Verordnungsebene.

**Wann wäre denn eine Grenze erreicht?**

Wenn in wirtschaftlich schwierigen Zeiten den Bauern offensichtliche finanzielle Sonderprivilegien auf Kosten anderer Branchen und Gesellschaftsgruppen zugestanden würden.

**Wie ist es zu erklären, dass im Parlament so viele Politiker zur sogenannten Landwirtschaftsgruppe gehören?**

Ich sehe verschiedene Gründe. Erstens führt das Zweikammersystem dazu, dass im Ständerat automatisch die kleineren, eher landwirtschaftlich geprägten Kantone überdurchschnittlich vertreten sind. Zudem sind sie auch im Nationalrat gut vertreten, weil wir kantonale Wahlkreise haben und dies indirekt den kleineren und ländlicheren Kantonen zugutekommt. Zweitens bildet die SVP als Nachfolgerin der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die sich traditionell immer für die Landwirtschaft eingesetzt hat, heute die stärkste Partei,

wobei auch andere Parteien wie die CVP und die BDP eine starke Nähe zur Landwirtschaft haben. Und drittens ist seit etwa zwanzig Jahren bei bestimmten Vorlagen auch das grüne Lager aus ökologischen Gründen für die Unterstützung der Bauern. Es kann also sehr breite Allianzen geben.

**Hat die Landwirtschaft ihre starke Stellung im politischen Prozess Ihrer Ansicht nach quasi ehrlich erkämpft, oder ist da mehr Schlaumeierei oder Intransparenz im Spiel als bei anderen Branchen?**

Der Bauernverband hatte schon Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts unter der Leitung des damaligen Präsidenten Ernst Laur mehr Mitarbeiter als das für die Landwirtschaft zuständige Amt in der Bundesverwaltung. Die Bauern haben sich ihre starke Stellung über lange Jahrzehnte erarbeitet. So verfügten die Bauern mit dem Landwirtschaftlichen Klub über die erste parteiübergreifende Interessengruppe in der Bundesversammlung. Die Interessenvertretung der Bauern hatte schon sehr früh einen hohen Professionalisierungsgrad.

**Und heute?**

Es ist dem Bauernverband gelungen, aus den Querelen der achtziger und neunziger Jahre, als die Abspaltung der Kleinbauern erfolgte, gestärkt hervorzugehen. Vergleicht man dies mit anderen Branchen wie etwa mit der Bankenbranche, zeigt sich, dass eine Bankiervereinigung intern viel heterogener aufgestellt ist als der Bauernverband. Die Bauern stehen heute kompakter da, das stärkt ihre Position im Entscheidungsprozess. Sie haben aus schwierigen Situationen gelernt und ihre internen Hausaufgaben gemacht.

Beat Gygi



Adrian Vatter ist Professor für Schweizer Politik und Direktor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern.

# Was die Schweiz den Bauern verdankt

Von *Christoph Mörgeli* — «Der Bauer ist des Vaterlandes bester Sohn.» Diese Devise durchzieht die gesamte Schweizer Geschichte. Denn auf die Landwirte war auch in kritischen Situationen Verlass. Auf die Städter keineswegs.

Im Mittelalter arbeiteten neun Zehntel der Bevölkerung in der landwirtschaftlichen Produktion. Wir können deshalb davon ausgehen, dass die Bauern der Innerschweizer Talschaften an der Gründung der Eidgenossenschaft entscheidend Anteil nahmen. Wenn heute die Bedeutung einiger weniger Familien beim Bundesschwur von 1291 betont wird, ist immerhin daran zu erinnern, dass die Bauern keine Urkunden schreiben konnten und darum ihre Verdienste nicht der Nachwelt überliefern. Zweifellos regelten sie ihre Belange in Genossenschaften, um über gemeinsame Allmenden, Alpen und Ackerfluren zu bestimmen. Nicht zufällig ist das verstärkte Freiheitsbewusstsein in den ländlichen Gebieten der Innerschweiz, überhaupt in den höheren Lagen des alpinen Raumes, entstanden. In jenen abgelegenen Gebirgstälern vermochten sich Adel und Patriziat kaum durchzusetzen.

Selbstverständlich gab es nie eine geschlossene «Bauernschaft» mit völlig einheitlichen Interessen. Und ohne Zweifel gebührt den Städten bei der territorialen Ausbildung der frühen Eidgenossenschaft ein ganz entscheidender Anteil. Doch die Befreiungskriege der Eidgenossen gegen die Habsburger wären ohne bäuerliche Gewalthaufen nicht gewonnen worden. Vor allem seit dem Schwabenkrieg von 1499 verhöhnten die süddeutschen Adligen und deren Landsknechte die Eidgenossen als «Kuhschweizer», die sich der gottgewollten Ordnung durch Rebellion entzogen. Umgekehrt beschimpften die Schweizer ihre Gegner als «Sauschwaben» und rühmten sich, die tyrannische Adelherrschaft gebrochen zu haben. Der Toggenburger Bauernsohn Huldrych Zwingli zählte bei seiner Reformation auf die politische, religiöse und militärische Mobilisierung der Bauernschaft, während die ländliche Bevölkerung in den katholisch gebliebenen Gebieten zäh am alten Glauben hing.

## Skepsis gegenüber den «Gnädigen Herren»

Auch in der frühen Neuzeit lebten drei Viertel der Schweizer völlig oder doch teilweise von der Landwirtschaft. Im Gegensatz zu den alpinen Landsgemeindeorten durften die Bauern der städtischen Untertanengebiete des Mittellandes nicht an der Herrschaft teilhaben. Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert erhob sich das dortige Landvolk gelegentlich in blutig niedergeschlagenen Aufständen gegen die Städte. Bei seinen «konservativen Revolutionen» ging es dem Bauernstand meist um die Verteidigung

oder Wiederherstellung überlieferter Freiheitsrechte. Mit ihren Abgaben und Zehnten trugen die Bauern die Hauptlast der Staatsfinanzen. Misstrauisch verfolgten sie, wie ihre «Gnädigen Herren» Konzessionen machten und nachgiebige Verträge mit dem Ausland abschlossen, wobei das Landvolk von den Solddiensten nicht wenig profitierte: Die Gebirgskantone hätten sich ein Soldverbot wirtschaftlich schlicht nicht leisten können. Für die aufgeklärte Obrigkeit des 18. Jahrhunderts stand eine genügende Getreide- und Kartoffelproduktion im Zentrum des Interesses; die Beschreibung von «Kleinjogg» Gujer als «philosophischer Bauer» oder

## In den Ersten Weltkriegen erbrachten die Bauern eine enorme Leistung bei der Landesversorgung.

«Socrate rustique» durch den Zürcher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel begeisterte halb Europa.

Nach dem Franzoseneinfall von 1798 konnten sich die Bauern schrittweise von ihren Grundlasten loskaufen, mussten sich aber oft weiterhin verschulden. Die bisher von den Gemeindegliedern gemeinsam genutzten Allmenden wurden allmählich privatisiert und damit intensiver genutzt. Wenn die Schweiz im 19. Jahrhundert als «Volk von Hirten» verklart wurde, so war dies eine Folge von Schillers «Wilhelm Tell», aber auch des Übergangs vom Ackerbau zur rentableren Viehzucht. Das Senntum mit Milch-, Käse- und Butterproduktion hielt auch im flachen Land Einzug. Nicht nur die Industrialisierung mit Dampf- und Textilmaschinen war Ursache der erstaunlichen Wirtschaftsentwicklung im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert. Vielmehr hat auch die Landwirtschaft ihren eigenständigen Beitrag zur wirtschaftlichen Dynamik und zu einer markanten Bevölkerungszunahme geliefert. Es waren die Bauern, die dank erheblicher Produktionssteigerung durch intensivere Anbaumethoden dafür sorgten, dass eine wachsende Zahl von Menschen überleben konnte. Sie produzierten jetzt nicht mehr nur zur Selbstversorgung, sondern für einen wachsenden Markt. In der Schweiz gab es kaum Grossgrundbesitz; mittlere und kleine bäuerliche Familienbetriebe waren die Regel, oft in Verbindung mit textiler Heimarbeit.

Im jungen Bundesstaat bemühten sich die Bauern um eine bessere Bildung in ökonomisch-technischer Hinsicht und verstanden

sich zunehmend als Unternehmer. Sie gehörten politisch entweder zur freisinnigen Grossfamilie oder zum Lager der Katholisch-Konservativen. So oder so setzte sich im 19. Jahrhundert der volkserzieherische Gedanke durch, dass jeder rechte Schweizer im Kern ein Bauer sei – anhänglich seinem Vaterland gegenüber, sittlich und christlich gesinnt, dazu wehrhaft und antisozialistisch. Wo sich in den Städten die Industriearbeiter zusammendrängten, handelte es sich oft um Abkömmlinge von Bauern, also gewissermassen um Bauern in der Diaspora. Vielen Landwirten bot der karge Boden keine hinreichende Existenz. Sie mussten ins Ausland auswandern und galten vor allem als Spezialisten der Milchwirtschaft. In Deutschlands Norden nannte man einen Melker schlicht «Schweizer» und eine Molkerei «Schweizerhaus».

## Höhepunkt des Ansehens

Mit dem Ausbau der Verkehrswege geriet die hiesige Landwirtschaft seit den 1870er Jahren in eine tiefe Krise und musste den Anschluss an den Weltmarkt finden. Im Zuge der Demokratischen Bewegung regte sich das bäuerliche Selbstbewusstsein und führte zur Gründung von Bauernbünden, landwirtschaftlichen Genossenschaften und 1897 des Schweizerischen Bauernverbands. Dessen mächtiger Direktor Ernst Laur erreichte mit Unterstützung des Wirtschaftsliberalismus eine moderate Schutz-zollpolitik und die Integration der Bauern in den Bürgerblock. Als 1917 die Zürcher Bauernpartei und 1918 die bernische Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei gegründet wurde, trug Laur mit seiner Schrift «Die schweizerische Bauernpolitik im Lichte einer höheren Lebensauffassung» den ideologischen Überbau bei.

Im Ersten Weltkrieg erbrachten die Schweizer Bauern eine enorme Leistung bei der Landesversorgung, auch wenn sie sich mit der Linken zeitweise heftig über die Lebensmittelpreise stritten. Beim Generalstreik von 1918, bei dem die SP Schweiz ausdrücklich das Beispiel der russischen Oktoberrevolution beschwor, wurden politisch zuverlässige Bauernsöhne als Ordnungstruppen in den Städten eingesetzt. 1929 wählte die Bundesversammlung mit dem Berner Rudolf Minger erstmals seit 1848 einen aktiven Landwirt in den Bundesrat.

Zwar ist die Zahl der bäuerlichen Betriebe im Verlauf des 20. Jahrhunderts von 250 000 auf einen Fünftel geschrumpft. Dies tat aber dem Ansehen des Bauernstandes vorerst keinen Abbruch. Die ländliche Kultur organisierte sich



*Bollwerk für die Unabhängigkeit: Kartoffelernte in Obersachsen, 1948.*

in Verbänden der Schwinger, Hornusser, Jodler und in Trachtenvereinigungen. Im Zuge der geistigen Landesverteidigung und der Landesausstellung von 1939 prägte der zurücktretende Bauernführer Ernst Laur noch einmal die eingängige Devise: «Schweizerart ist Bauernart». Den eigentlichen Höhepunkt ihres Ansehens erreichte die Landwirtschaft aber im Zuge der populären «Anbauschlacht» nach der Planung von Friedrich Traugott Wahlen im Zweiten Weltkrieg.

#### Teil des Erfolgsmodells Schweiz

Obwohl sich die Bauernbetriebe in den Jahrzehnten nach 1945 technisch-wirtschaftlich

noch einmal gewaltig entwickelt haben, bewirkte diese Produktionssteigerung zugleich ein markantes Bauernsterben. 1992 bildeten die Bauern ein zuverlässiges Bollwerk für die nationale Unabhängigkeit und gegen den EWR-Beitritt. Die Bundesverfassung und das Landwirtschaftsgesetz beinhalten zwar enorme Staatseingriffe, weisen den Bauern aber gleichzeitig grosse Aufgaben bei der Sicherstellung der Nahrungsmittelversorgung und der Landschaftspflege zu. Die Erhaltung einer kultivierten Landschaft gegen eine Abgeltung von jährlich vier Milliarden Franken ist eine bemerkenswerte Leistung, zumal der öffentliche Verkehr den Bund das Doppelte kostet.

Obwohl ihre Zahl leider immer noch schwindet, stehen die Bauern weiterhin für freiheitliches Denken, unternehmerisches Handeln, familiäres Zusammenarbeiten und die Pflege unseres ländlichen Kulturgutes. Eine politologische Untersuchung der neunziger Jahre hat ergeben, dass bei einem Bauernanteil von vier Prozent immer noch vierzig Prozent der Bevölkerung wie Bauern denken. Die gegenwärtigen Kräfteverhältnisse im Bundeshaus zeigen, dass unter den Volks- und Standesvertretern sogar eine satte Mehrheit aus «mentalen Bauern» besteht. Diese Tatsache dürfte urbane Progressisten stören; sie gehört aber zweifellos zu den Geheimnissen des Erfolgsmodells Schweiz. ○

## Gabriels Eisberg

Von Henryk M. Broder — Er weiss, was gleich passieren wird, aber es ist zu spät, um es zu verhindern.



So etwa muss sich der Kapitän der «Titanic» gefühlt haben, als er den Eisberg von der Kommando-Brücke seines Schiffes aus mit blossen Auge sehen konnte. Die letzten Sekunden vor

einer Katastrophe sind die schlimmsten. Man weiss, was gleich passieren wird, aber es ist zu spät, um es zu verhindern. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Die SPD befindet sich derzeit in einem Zustand, den die Demoskopien als «freien Fall» beschreiben. Bei den Wahlen in Baden-Württemberg stürzte sie von 23 auf 13 Prozent ab, in Sachsen-Anhalt von 21 auf 11 Prozent.

In aktuellen Umfragen kommt sie bei Allensbach, Emnid, Forsa und anderen Instituten auf Werte zwischen 19 und 21 Prozent. Sogar ein so ehrgeiziger Politiker wie Martin Schulz mag sein Schicksal nicht an das seiner Partei binden. Der Präsident des EU-Parlaments hatte sich recht geschickt als Kanzlerkandidat für die kommenden Wahlen ins Gespräch gebracht, letzten Sonntag aber resigniert. «Mein Platz ist in Brüssel», gab Schulz bekannt. Die SPD habe mit Gabriel einen «sehr, sehr starken Parteivorsitzenden», den er, Schulz, «mit Haut und Haaren» unterstützen werde. Der so Gelobte freilich schwächelt und verliert immer öfter die Contenance. Um das an die Alternative für Deutschland verlorene Terrain zurückzuholen, warf er der Konkurrentin vor, sie wäre «zu feige», um sich mit den wirklich Mächtigen anzulegen, lieber stürze sie sich «auf Minderheiten und Sündenböcke». Denn: «Wenn es am Geld fehlt, um Schulen zu sanieren, anständige Renten auszu zahlen und mehr Polizisten einzustellen, dann liegt das nicht an Zuwanderung oder an Muslimen, sondern beispielsweise an der Steuerhinterziehung von jährlich 150 Milliarden Euro.»

Nun ist die SPD derzeit in dreizehn der sechzehn Bundesländer an der Regierung beteiligt, in neun stellt sie den Regierungschef. In Berlin war von 1998 bis 2005 das «rot-grüne Projekt» an der Macht. Von 2005 bis 2009 war die SPD der Juniorpartner der CDU, seit 2013 ist sie wieder mit im Boot. Niemand kann behaupten, die SPD habe keine Gelegenheit gehabt, für Steuergerechtigkeit zu sorgen. Gabriel weiss es. Dennoch würde er gerne den Kanzler machen – wenn er sich dafür nicht einer Wahl stellen müsste, die er nicht gewinnen kann. Der Eisberg naht. Und der Kapitän verliert die Nerven.

## Direkte Demokratie im Blindflug

Von Silvio Borner — Die Schweiz stimmt immer häufiger ab, aber immer seltener über die zentralen Zukunftsfragen. Bei den Abstimmungen dominieren Luxusprobleme mit Lockvogel-Titeln.

Vor genau zwanzig Jahren haben der Ökonom Hans Rentsch und ich einen Sammelband herausgegeben: «Wieviel direkte Demokratie verträgt die Schweiz?» Die Frage scheint provokativ, denn die direkte Demokratie gehört zu den Fundamenten des Landes, zusammen mit Neutralität und Föderalismus. Von diesen Fundamenten ist jedoch die direkte Demokratie am meisten durch Mythen oder Missbrauch bedroht. Wir forderten damals, die direkten Volksrechte müssten «enttabuisiert» werden. Unsere Kritik konzentrierte sich auf drei Punkte: Erstens lenke die direkte Demokratie die Politik auf «Unwichtiges». Sie berge zweitens punktuell «Willkürpotenzial» und behinderte so drittens die strategische Handlungsfähigkeit.

Den dritten Punkt sehe ich heute anders: Die Verwaltung übernimmt das Zepter bei der systematischen Politikentwicklung in bürokratisch-regulatorische Richtungen. Der zweite Kritikpunkt gilt nach wie vor, aber der erste steht jetzt im Vordergrund. Dabei ist es nicht so sehr die Anzahl der Volksinitiativen, die den Blick von den entscheidenden Zusammenhängen ablenkt, sondern deren Inhalt.

In jüngster Zeit dominieren extrem «schweizlastige» Themen und fördern so von links und rechts das Insel- und Abschottungsdenken. Und das in einer Zeit, in der die Digitalisierung die Internationalisierung von Wirtschaft und Technik beschleunigt. Wir sehen den in den globalen Märkten und auf dem internationalen Parkett gespielten Puck nicht mehr und frönen unserem Hornuss. Wir nagen offensichtlich am Hungertuch oder gefährden unsere Gesundheit durch ausländische Nahrungsmittel. Im Marketing hat eine «Bio-Swissness» die Werbung fest im Griff, die von schweizerischen Früchten, Gemüse, Eiern, Hühnern, vom Schweizer Fleisch bis zum Zucker zuckt, obwohl gerade dieser ökonomisch und ökologisch hier nichts verloren hat. All dies millionenschwer bezahlt durch den Steuerzahler. Und deshalb wurde die Initiative für Ernährungssicherheit selbst im Parlament nicht einfach als das abgeschrieben, was sie ist: als Chabis.

Dazu kommt die starke Zersplitterung oder Polarisierung der Parteien. Die SP hat schon immer bei Volksabstimmungen die Linie des Bundesrats jedes zweite Mal verlassen, aber

jetzt tut das die SVP ebenso oft, und alle Bundesratsparteien lancieren mittlerweile selber Volksinitiativen.

Inhaltlich adressieren die allermeisten Initiativen mit Lockvogel-Titeln «Luxusprobleme», die so nur in der angeblich mit Wohlstand übersättigten Schweiz auftreten. Unsere Sozialversicherungen sind vorläufig noch halbwegs solide. Aber die SP will die AHV massiv ausbauen, Demografie hin oder her. Oder am 5. Juni stimmen wir über ein bedingungsloses, aber auch besinnungsloses Grundeinkommen ab, das eine Realitätsferne krankhaften Ausmasses zum Ausdruck bringt.

Unsere Versorgung mit öffentlichen Gütern ist offenbar so schlecht, dass eine Service-public-Initiative den staatlichen Anbietern statt mehr Marktnähe ein Verbot jeglicher Gewinnerorientierung auferlegen will. Das wäre sozialistische Planwirtschaft in Reinkultur und zielt genau in die falsche Richtung.

Andere Initiativen wollen uns von oben eine sogenannte grüne Wirtschaft verpassen, predigen «Suffizienz» und versprechen gleichzeitig nachhaltige Wachstumsimpulse. Weil Nivea oder Coca-Cola in der Schweiz mehr kosten als im Ausland, soll auch hier eine Initiative erzwingen,

dass ausländische Lieferanten zu europäischen Preisen in die Schweiz liefern. Fast sechzig Prozent aller Beschäftigten der Schweiz befinden sich im geschützten binnenorientierten Dienstleistungssektor mit Löhnen, die etwa doppelt so hoch wie in unseren Nachbarländern sind. Hier liegen neben der protektionistischen Agrarpolitik die wesentlichen Ursachen der «Preisinsel Schweiz» und nicht bei Nivea. Aber irgendwann werden wir auch darüber abstimmen, ob die Kühe jetzt mit oder ohne Hörner subventioniert werden dürfen.

Gleichzeitig haben uns knappe Mehrheiten im Bundesrat und Parlament vor fünf Jahren – bisher völlig an den Volksrechten vorbei – eine Energiewende eingebracht, die unsere Volkswirtschaft lahmzulegen droht. Wir stimmen immer öfter ab, aber immer seltener über die zentralen Fragen der Zukunft. Vielleicht sollten wir es im Zeitalter der Digitalisierung den Kühen nicht nur freistellen, wann sie gemolken werden wollen, sondern auch, wo und wie sie ihre Hörner zur Schau stellen.



## «Ça va mieux!»

Von Hansrudolf Kamer — Streiks, Demonstrationen, brennende Barrikaden – das vertraute Erscheinungsbild Frankreichs. Die Sympathien allerdings liegen eher bei den Streikenden als beim Unglücksraben Hollande.



auch sein Amtskollege Obama in Ermangelung eines besseren Einfalls die Lage der Weltwirtschaft mit den Worten zusammengefasst: «It's doing better.»

Die Diskrepanz zur Wirklichkeit hätte kaum grösser sein können. In Frankreich schien das Chaos zu regieren. Die Streiks verschiedener Gewerkschaften und die Kundgebungen der Nuit-debout-Bewegung gegen das neue Arbeitsgesetz und die Sozialpolitik der linken Regierung legten ganze Wirtschaftszweige lahm.

Während Hollande im Fernen Osten einen seiner kleinen Scherze versuchte, er beanspruche nicht das Copyright für diesen Slogan, war den Franzosen das Lachen vergangen. An den Tankstellen wurde wegen der Streiks an den Raffinerien der Treibstoff knapp. Es bildeten sich lange Warteschlangen. Die Regierung tauchte in die strategischen Reserven und versuchte, die Versorgung einigermaßen aufrechtzuerhalten.

Arbeitsniederlegungen der Air Traffic Controller, Blockade-Aktionen bei den Atomkraftwerken, Flughäfen, Bahnhöfen und Seehäfen. Der Elektrizitätsproduzent EDF warnte vor Stromausfällen. Inzwischen haben auch Piloten der Air France einen «langen» Streik beschlossen, und ein neuer Ausstand bei den Staatsbahnen SNCF steht bevor.

Die Bilder erinnern an frühere Jahre: schwarze Rauchwolken über den Verschanzungen, behelmte und mit Schilden geschützte Formationen der Einsatzpolizei. Frankreich protestiert wieder, wie schon unter den Präsidenten Sarkozy und Chirac. Rentenreform oder Schulreform – einerlei, sie werden verhindert. Diesmal geht es um das ominöse «loi Khomri», benannt nach der Arbeitsministerin, in deren Ministerium es geboren wurde.

In den langen Wochen parlamentarischer Diskussionen ist es stark verwässert worden. Trotzdem drohte eine sozialistische Minderheit damit, das Gesetz in der Nationalversammlung zu Fall zu bringen. Premierminister Valls, der zeigen wollte, dass er sich vom linken Parteiflügel nichts diktieren lässt,

Es geht besser.» Mit diesem Slogan wollte Präsident Hollande die Kampagne zu seiner Wiederwahl im nächsten Jahr ankicken. Am jüngsten G-7-Treffen in Japan hatte

nutzte ein Schnellverfahren, gekoppelt an eine Vertrauensabstimmung, um das Gesetz durchzubringen.

Das gelang, aber den Widerstand konnte er damit nicht ausschalten. Das Gesetz, das Restriktionen auf dem Arbeitsmarkt etwas lockert und die Verhandlungen zwischen den Sozialpartnern dezentralisiert, wird weiterhin als Angriff auf die Arbeiterrechte hingestellt. Philippe Martinez, der schnauzbärtige Anführer der CGT (Confédération générale du travail), der Hauptgewerkschaft, die den Kommunisten nahesteht, nannte es eine Rückkehr ins 19. Jahrhundert. Martinez hat Valls und Hollande den Krieg erklärt, meint *Le Figaro*. Er sei der Mann, der Frankreich in die Knie zwingen wolle.

Das wird er nicht. Doch Martinez ist ein guter Selbstdarsteller. Er wirft sich in Szene und schleudert einen brennenden Autopneu in die Barrikaden vor einem Treibstofflager. Dabei ist er der Führer einer schwachen Truppe, die in den letzten Jahren stark an Gefolgschaft und Durchschlagskraft verloren hat. Die Anzahl Mitglieder ist von einst 2,5 Millionen auf 600 000 geschrumpft. Eine radikale Minderheit diktiert die Politik. Doch die Protestaktionen bringen weniger Leute auf die Strasse als bei den früheren Eruptionen. Auch die Gegenseite ist schwach: Die Zustimmung für

Hollande liegt noch bei 13 Prozent. Die Schwäche der Beteiligten hindert sie am Nachgeben. In zehn Tagen beginnen die Fussball-Europameisterschaften, und sowohl Hollande wie Valls erklärten, sie liessen sich zu keinen weiteren Konzessionen zwingen. Das Fussballfest wird so oder so stattfinden. Hollande hat dank jüngst verlängertem Ausnahmezustand zur Terrorbekämpfung alle Mittel, zwangsweise Ordnung zu schaffen.

Und die Öffentlichkeit? Sie steht laut Umfragen mehrheitlich hinter Martinez. Sie ist gegen das neue Gesetz. Dagegen sind auch Marine Le Pen und der Front national, die wieder einmal die Nase im Wind haben und vom ganzen Malaise profitieren dürften.

### Frankreichs Leidensweg

So steckt Hollande, Captain Calamity, wie ihn die Briten nennen, wieder einmal in der Sackgasse. Die Franzosen versagen ihm die Gefolgschaft, weil es ihm nicht gelungen ist, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu verbessern. Gleichzeitig wird alles abgelehnt, was er vorschlägt, um etwas zu verändern.

Ist es die letzte Schlacht, die Hollande schlägt? Er hat trotz Pech mit seinem Wahlspruch «Ça va mieux» das Geldverteilen begonnen, um die Wahlkampfmaschinerie zu schmieren. Beglückt werden die Bauern, Lehrer und Staatsbeamten. Bei den Präsidentenwahlen 2017 kann er hoffen, dass Marine Le Pen die erste Runde gewinnt. In der zweiten kann er die republikanische Front der Aufrechten beschwören, die den Front national jeweils in die Schranken weist. Frankreichs Leidensweg ist noch nicht am Ende.

Mehr zum Thema: Seite 48



Führer einer schwachen Truppe: Gewerkschafter Martinez.

Mörgeli

## Der Madoff von Basel

Von Christoph Mörgeli

Gegenwärtig urteilt das Bundesstrafgericht über den Financier Dieter Behring. Der *Tages-Anzeiger* hat das Urteil über den «Finanz-Alchemisten» und «Milliardenbetrüger» bereits gefällt: Seine leeren Versprechen gehörten «auf den Müll.» Doch als Behring sein mutmasslich kriminelles Schneeballsystem begann, nannte ihn der gleiche *Tages-Anzeiger* einem «Anlagespezialisten», und erst noch einen «genial erfolgreichen». An «oberster Stelle» des Erfolgsgenies stehe «die Risikokontrolle, nicht die Gewinnmaximierung». Und weiter: «Für Investorengier ist in diesem System kein Platz.»

Warum ist auch der *Tages-Anzeiger* auf den Finanzmagier hereingefallen, der 800 Millionen Franken verschwinden liess? Weil Dieter Behring seinen Brutalo-Kapitalismus mit moralistischem Quark und sozialer Gerechtigkeit garnierte. Weil er sich dunkel gewandete, eine ovale Brille trug und von einem modernen Kunstmuseum schwafelte. Vor allem aber, weil Behring in halb- und ganz linken Kreisen verkehrte und die Wahlkämpfe von SP-Politikern wie Anita Fetz oder Roberto Zanetti mit mindestens 75 000 Franken sponserte. Nach der Verhaftung lamentierte SP-Doyen Helmut Hubacher über eine «politische Komponente» und zweifelte, «ob Dieter Behring auch in Haft gekommen wäre, wenn er sich für eine bürgerliche Politikerin eingesetzt hätte».

Auch der 65-fache Milliarden-Dollar-Betrüger Bernard L. Madoff gab sich vor seiner Verhaftung medienwirksam als menschenfreundlichen, sozial gesinnten Unterstützer von Wohltätigkeit und Kultur. Noch gilt für den Madoff aus Basel selbstverständlich die Unschuldsvormutung. Noch wäscht der Bluffer seine Hände selbstverständlich in Unschuld. Immerhin hat auch die Bankenaufsicht unter Daniel Zuberbühler (SP) nichts gemerkt, als Behring mit seiner «Redsafe» als Bank auftrat, obwohl er keine Banklizenz besass. Und obwohl Redsafe jenen Personen nachweislich illegale Rückzahlungen (Kickbacks) versprach, die empfahlen, Behrings Anlagevehikel für Pensionskassen zu berücksichtigen.

Um herauszufinden, wo sich Dieter Behrings versteckte Hundertschaften von Millionen befinden, liess sich der Staatsanwalt des Bundes auch über die Erkenntnisse einer Wahrsagerin «Sara» aus Neapel informieren. Solange in unserer Bundesanwaltschaft solche Rechtswesoteriker ermitteln, kann Finanzwesoteriker Behring ruhig schlafen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Alles neu macht der Mai

Von Peter Bodenmann — Masseneinwanderung: Kontingente waren gestern. Bilaterale sind neu wichtiger.



Verfassungs-Schlitzer: SVP-Nationalrätin Martullo-Blocher (Mitte).

Die Masseneinwanderungsinitiative war als Tischbombe konzipiert. Die Initiative sollte ein gutes Resultat machen, aber keine Mehrheit schaffen. Damit die Enttäuschten im Nachgang verbittert SVP wählen. Im Vorfeld wurde die Initiative von Adrian Amstutz und This Jennyselig weichgeredet. Alles sei nicht so schlimm. Man wolle die Nettozuwanderung pro Jahr ja nur auf 50 000 Personen senken. Und Kontingente seien mit den Bilateralen kompatibel. Es bestehe da keine Gefahr.

Nach der überraschend gewonnenen Abstimmung heizten die SVP-Bösen der überstrukturierten Bundesrätin Simonetta Sommaruga ein. Eine Pilgerreise nach Brüssel löste die nächste ab. Dabei war von Beginn weg klar: Die EU kann und wird in Sachen Personenfreizügigkeit nicht nachgeben. Selbst David Cameron bekam trotz Powerplay nicht mehr als ein paar lächerliche Wurstzipfel. Und die Schweiz braucht die Bilateralen wie der Bodensee den Rhein. Sonst trocknet sie wirtschaftlich aus. Anstatt die Verfassung von Beginn weg EU-kompatibel umzusetzen, machte der Bundesrat die denkbar schlechteste Figur. Pipi-Halt inklusive. Weil Sommaruga im Herzen – das «Gurten-Manifest» lässt grüssen – fremdenfeindlich war und blieb.

Ende Mai 2016 erfolgt nun ein Übungsabbruch. Die SVP verzichtet – neu unter Anleitung von Magdalena Martullo-Blocher – auf Kontingente. Die normative Kraft des Fakti-

schen machte aus den SVP-Politikern über Nacht Verfassungs-Schlitzer. Übrig bleibt nur etwas mehr Bürokratie für die Unternehmen. Stichwort: Inländervorrang. Ein unnötiger Bypass zwecks Ruhigstellung der eigenen Basis. Offenbar geht es Papa Blocher gleich wie Papa Le Pen: die Töchter auf dem Weg zur Macht als politische Vatermörderinnen.

Wenn SRG-Direktor de Weck noch ein paar Haare auf den Zähnen oder sonst wo hätte, müsste er jetzt ein Wochenende lang die zahl- und inzwischen zahnlosen SVP-Statements senden: «Das Volk hat entschieden. Die Verfassung gilt für alle. Es braucht jetzt Kontingente. Die Bilateralen sind gar nicht wichtig. Wenn die Schweiz hart bleibt, wird die EU nachgeben.»

Fragen stellen sich: Was macht Papa Blocher? Wird seine SVP-Basis diesen Umfaller schlucken? Können Gewerkschaften und SP den Druck für stärkere flankierende Massnahmen erhöhen? Werden die Schweizer Demokraten von den Toten auferstehen und die SVP-Verräter von rechts her in die Zange nehmen? Wahrscheinlich ist das alles nicht. Die SVP muss und wird ein Ablenkungsmanöver starten. Um ihre Basis zu beruhigen. Nächstens rollt absehbar eine «Maria statt Scharia»-Lawine auf die Schweiz zu. Schade, haben wir keine einschlägigen Wettbüros, damit wir alle tippen könnten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Das Ende des Apparats

Von Kurt W. Zimmermann — Nichts gegen Johannes Gutenberg. Aber das Smartphone hat die Medienwelt stärker verändert.

Natürlich war es eine gute Story, die Story von Harambe. Der Gorilla malträtierte letzte Woche im Zoo von Cincinnati einen vierjährigen Buben, der in sein Gehege gefallen war. Der Gorilla wurde erschossen, der Bub überlebte.

Richtig gut ist die Story aber erst, wenn man sie sehen kann. Es dauerte darum nicht lange, bis das Video des bösen Gorillas auf News-Sites wie zomin.ch, Blick.ch und Tagesanzeiger.ch auftauchte. Ein Zoobesucher hatte die Szene mit seinem Handy gefilmt und das Video auf Youtube gestellt.

Nur bei NZZ.ch verzichtete man, weil zu sensationslüstern, auf das Video. Hier gab es nur ein Foto des Affen.

Dennoch, wenn man NZZ-Chefredaktor Eric Gujer heute fragt, wo er in seinem Online-Bereich am meisten Fortschritte gemacht habe, dann sagt er: «Wie sich unsere Videos verändert haben, wie sie heute auch für Smartphones optimiert sind».

Videos sind der grosse Boom im Internet. Geschaut werden sie vor allem auf dem Smartphone, dem Bildschirm in der Hosentasche.

Das Internet hat sich zum TV-Erlebnis gewandelt. Es ist ein Fernsehen, das nicht mehr an feste Sendungstakte gebunden ist. Es ist ein 24-Stunden-TV mit News, mit Sport, mit Gesellschaftsthemen und mit Skurrilem – von Obama bis Gorilla.

Auf dem Newsportal Watson.ch finden wir darum das Video mit dem bizarren Eigentor, das dem FC Thyngen eben unterlaufen ist. Auf dem Newsportal NZZ.ch sehen wir den US-Präsidenten in Japan. Auf dem Newsportal Blick.ch gibt es ein Video aus einem Bordell.

Das Smartphone hat den Journalismus revolutioniert. Es hat ihn nicht nur auf der Nutzerseite komplett verändert, sondern ebenso beim Angebot. Es hat den Journalisten die Herrschaft über die Information entrissen.

Es gibt derzeit 2,1 Milliarden Smartphones auf der Welt. Es gibt damit 2,1 Milliarden potenzielle Journalisten. Jeder kann jederzeit zum Kameramann werden. Die Schnelligkeit der News-Vermittlung hat damit explosionsartig zugenommen.

Auch das Schweizer Fernsehen erlebt das hautnah mit. Als es am letzten Sonntag die Überschwemmungen in Süddeutschland gab, konnte SRF nicht warten, bis es Bildmaterial von TV-Reportern bekam. So stellte SRF ein Amateurvideo von den Wassermassen auf ihre Website Srf.ch. Das Amateurvideo war genauso gut wie die Bilder der Profis, die



Der Bub überlebte: Zoo von Cincinnati.

dann in der «Tagesschau» zu sehen waren. Die bewegten Bilder lud die TV-Redaktion aus den Social Media herunter. Auf Youtube, Facebook, Snapchat und Instagram finden sich Millionen von Videos, die von Smartphone-Nutzern hier platziert werden. Sie sind aktuell, sie sind originell – und sie haben für Redaktionen den Vorteil, dass man sich gratis bedienen kann.

Videos machen heute schon zwei Drittel des gesamten Internet-Traffics aus. Nach einer Studie des Tech-Unternehmens Cisco werden im Jahr 2019 bereits achtzig Prozent des weltweiten Internetverkehrs von bewegten Bildern bestritten.

Für die Journalisten hat sich damit das Berufsbild verändert. Ein Journalist im Newsroom muss heute Videos drehen, schneiden und herunterladen können. Beim *Tages-Anzeiger* arbeiten derzeit zehn Redaktoren ausschliesslich im Videobereich, bei der NZZ sind es sechs, bei *Watson* fünfzehn.

Wie das Smartphone den Medienkonsum verändert hat, kann man gut am Beispiel Radio erklären. Die Kids von heute hören ihre Sender nur auf dem Smartphone. Viele Jugendliche haben noch nie im Leben einen Radioapparat gesehen, sie wissen nicht einmal, dass es das gibt.

In zehn Jahren werden viele auch nicht mehr wissen, was ein Fernsehapparat ist.

# Adler-Abwehr

Von Beatrice Schlag — Vögel gegen Drohnen.

Zur Frage, wie Drohnen in Kriegsgebieten eingesetzt werden dürfen, gibt es keine internationalen Vereinbarungen. Es gibt Bemühungen der Uno um Transparenz und kaum Resultate.

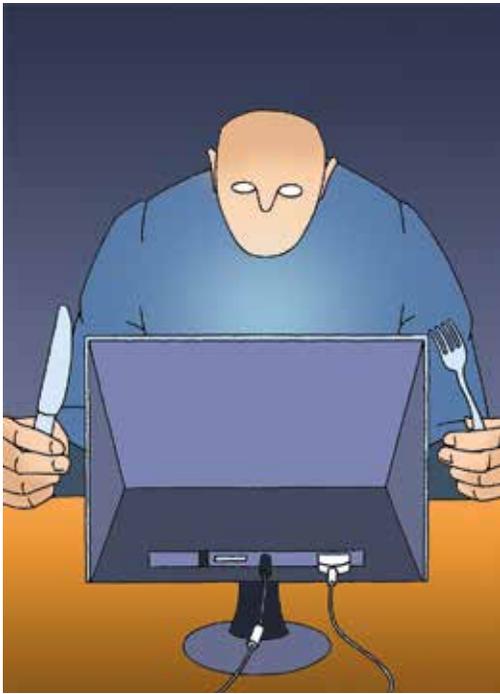


Es gibt zivile Opfer und vermutete Schuldige. Aber verlässliche Informationen sind selten zu finden. Ferngesteuerte Angriffe ohne Risiko für eigene Soldatenleben sind nicht nur der Traum von Terrormilizen, sondern auch von allen kriegsführenden Nationen. Diese werden alles tun, sich nichts über die Einsätze von Kampfdrohnen vorschreiben zu lassen. Erstaunlicherweise ist die Gesetzgebung für unbewaffnete, privat erwerbbar Drohnen genau so löchrig. Es gibt einige klare Verbote und sehr viel ungeklärten Freiraum. Unter meinen Freunden besitzen nicht wenige eine Drohne. Vor ein paar Jahren führten sie noch strahlend die perfekte Dressur eines ferngesteuerten Minihelikopters in der Wohnung vor. Jetzt haben sie Drohnen. Buben bleiben Buben.

Bei einem Mittagessen im obersten Stock des Prime Tower – Zürichs höchstes Haus – flog eine Drohne scheinbar direkt auf unseren Tisch am Fenster zu und bog im letzten Moment ab. Die männlichen Gäste waren begeistert. Mich erinnerte es etwas zu sehr an 9/11, obwohl das Ding klein war und vermutlich nur Fotos machte. Seither interessieren mich Drohnengesetze. Sie sind deswegen so schwammig, weil niemand auf das Geld verzichten will, das die geplante kommerzielle Nutzung von friedlichen Drohnen verspricht, wenn dereinst die Pakete von Amazon oder Zalando direkt vor die Haustüre geflogen werden. Dann kommt vielleicht auch der Adler in die Städte zurück. Vor einigen Tagen berichtete die *New York Times*, dass in den Niederlanden Adler sehr erfolgreich darauf abgerichtet werden, kleine Drohnen abzufangen, die Sperrgebieten wie Innenstädten, Flughäfen oder Sportstadien zu nahe kommen. Das ist weitaus sicherer als der Abschuss mit Schrotflinten, weil der Adler mit der in der Luft abgefangenen Drohne zu seinem Startplatz zurückkehrt und sie dort sanft auf dem Boden platziert. «Die Ideen, die am besten funktionieren», sagte der Erfinder der Adler-Abwehr, «sind meist die verrücktesten.» Und manchmal auch die billigsten: Der Adler wird mit Fleischstücken entlohnt.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eigentlich die ganze Zeit sein Essen auf Facebook posten? Und was soll das überhaupt? *Marion Pfäffli, Münsigen*

Als Gourmet-Blogger, der selber Bilder von Essen postet, das er serviert bekommen oder selbst gekocht hat, sehe ich es pragmatisch. Trotzdem: Nicht jede unterbelichtete Bratwurst ist es wert, für alle Zeiten in der Unendlichkeit des Internets festgehalten zu werden. Aus Respekt gegenüber dem Essen und den Freunden, denen man das Food-Bild vorsetzt, sollte es wenigstens appetitlich aussehen.

*David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Leider haben wir viele Politiker, die ihre persönlichen Ziele über den Dienst für die Schweiz stellen.» *Heinrich Frei*

### Persönliche Vorteile

Nr. 21 – «Unbeirrt auf EU-Kurs»;  
Hubert Mooser über Aussenminister  
Burkhalter

Dass Herr Burkhalter in die EU will und auch die Gründe dafür – das ist längst bekannt. Er wollte Uno-Generalsekretär werden, was jedoch in die Hosen ging. Nun ist das nächste Ziel, EU-Kommissar zu werden. Um das zu erreichen, muss er die Schweiz in die EU bringen. Es sind also nur persönliche Vorteile, die er aus seinen Machenschaften ziehen will. Leider haben wir viele Politiker, die ihre persönlichen Ziele über den Dienst für die Schweiz stellen.

*Heinrich Frei, Weinfelden*

### Zwischen Besorgnis und Lachkrampf

Nr. 21 – «Extremismus»;  
Kolumne von Andreas Thiel

Andreas Thiel pflegt mit seiner Frisur auch den Extremismus, aber einen gutmütigen. Selbst wer sich, wie ich, mit diesem Styling nicht identifizieren kann, muss Thiel attestieren, dass er, wenn auch etwas provokativ, Farbe und Abwechslung in den Alltag bringt und freiheitliches Denken in friedlicher Absicht verkörpert. Er versteht es auch, sich verbal auszudrücken. Ja, der Staat mit all seinen Fachstellen und all den Stellen der Fachstellen ... traurig, aber wahr! Thiels Aussagen, in wohlthuender Weise etwas überzeichnet, treffen den Kern, sind pointiert und mit Humor gespickt, so dass man beim Lesen hin und her gerissen ist zwischen Besorgnis und Lachkrampf.

*Hans Hösli, Mollis*

### Linke Ecke

Nr. 21 – «Europa war noch nie so weit weg»;  
Thomas Glavinic über Österreich

Ein hervorragender Artikel! Warum haben wir in der Schweiz keinen Intellektuellen, der sich mal vergleichbare Gedanken über unser Land und dessen «Führungsfiguren» macht? In der linken Ecke in moralischer Selbstüberhöhung zu leiden und zu jammern, ist offenbar beglückender.

*Heinrich Hefti, per E-Mail*

### Messerscharf

Nr. 20 – «Bockmist»-Quiz: Die Auflösung;  
Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Ihr messerscharfer Artikel hat mich riesig gefreut, bitte weiter so.

*Martin Steiger, Uster*



«Nächstes Ziel bekannt»: Bundesrat Burkhalter.

### EU-Visumpflicht

Nr. 20 – «Das Ding ist ausser Kontrolle geraten»; Interview mit Boris Johnson

Die Sesselfurzer in Brüssel könnten Rückgrat zeigen und nach dem Brexit in der EU Visumpflicht für die Insulaner einführen. Die britischen Wähler würden dann sehr schnell Grossmaulhelden wie Johnson die Rechnung präsentieren.

*Jan Kansy, Zürich*

### Kein Schmerzempfinden?

Nr. 21 – «Nie geboren»; Markus Schär über Präimplantationsdiagnostik

Auch wenn wissenschaftlich ein Embryo nur «ein Zellhaufen ohne Schmerzempfinden» ist,

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

so ist es doch erstaunlich, dass in diesem Zellhaufen schon das Geschlecht und die genetische Anlage bestimmt sind – und wer kann mit hundertprozentiger Sicherheit bestätigen, dass mit elf Wochen kein Schmerzempfinden vorhanden ist? Hier wird das Töten des Embryos erlaubt. Leider wurden die Kritiker in ihren Szenarien immer wieder bestätigt, da die Fortschritte der Wissenschaft trotz ethischer Fragen nicht haltmach(t)en! *Christian Brunner, Frutigen*

### Unklare Initiative?

Zur Berichterstattung über die «Pro Service public»-Initiative

«Wenn alle gleich denken, denkt keiner besonders viel.» Dieser Satz muss einem unweigerlich in den Sinn kommen, wenn man an die «Zu null»-Abfuhr denkt, die der «Pro Service public»-Initiative von National- und Ständerat erteilt wurde. Im Volk denken zum Glück nicht alle gleich; einige denken sogar etwas weiter. Das haben nun auch die Gegner der Initiative gemerkt und versuchen, kurz vor dem Abstimmungssonntag noch etwas Boden gutzumachen. Das ist ihr demokratisches Recht. Dabei sollten sie allerdings die Bevölkerung nicht mit unredlichen Argumenten zu verwirren versuchen. Die Initiative sei unklar formuliert, und man wisse nicht, was sie eigentlich wolle, wird etwa kritisiert. Genau das Gegenteil ist der Fall: Man weiss sehr wohl, was die Initiative will. Sie möchte ein Ja der Bevölkerung zu einem Umdenken: Die staatlichen Service-public-Betriebe sind keine privatwirtschaftlichen Unternehmen. Sie haben sich als Teile der Verwaltung – ja, das sind sie – in erster Linie am Gemeinwohl zu orientieren. Gewinn ist ein *nice to have*, nicht aber ihr primäres Ziel. So weit die Hauptstossrichtung. Damit will die Initiative die zunehmende Ökonomisierung in diesen Bereichen stoppen. Solche strategischen Grundentscheide dem Stimmvolk vorzulegen, ist Zweck einer Initiative. Details soll dann der Gesetzgeber regeln. Zu Recht hatte man die Durchsetzungsinitiative wegen ihres Detailreichtums kritisiert, und nun kritisiert man die «Pro Service public»-Initiative, genau weil sie diesen Fehler nicht macht. Nun aber ist als Nächstes das Volk am Zug!

*Markus Müller, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht, Bern*

### Korrigenda

In der Beilage «Klassiksommer 2016» vom 12. Mai sind im Veranstaltungskalender zum Menuhin Festival Gstaad einige Angaben nicht korrekt. Richtig ist: Die Zeltkonzerte werden am 12. August mit dem Mariinsky Orchestra und Valery Gergiev eröffnet. Das Gstaad Festival Orchestra spielt dann am 19. August im Zelt unter der Leitung von Kristjan und Neeme Järvi. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

## Einspruch

# Es gibt da nicht viele Trümmer zu beseitigen

Zum Editorial «Die Musik bleibt» über die 68er.

*Lieber Roger Köppel*

Obwohl du schreibst: «Anerkennung für die 68er», haben wir wieder einmal – fast liebevoll beiläufig in der vermeintlich Tatsachen referierenden Form, aber wie vor einem Weltgericht in der Substanz – Schläge bekommen: «Viele ihrer vermeintlichen Errungenschaften müssen heute mühsam weggeräumt werden.» Das tut mir fast leid, dass ein 65er – 1968 wohl gerade dem Nuggi entwöhnt – heute, bei all den Generationenkonflikten, die wir bereits haben, sich mit solchen Restaurationsarbeiten belastet sieht.

Immerhin hast du eine Begeisterung für Deep Purple und andere von dir mit 68 assoziierte Musik entwickelt und das im Gotthardtunnel, der glücklicherweise bald noch viel länger wird, als ästhetische Tunnelnahrung à la Wagner neu ausleben können. Dazu kann ich nur gratulieren, und es tröstet mich auch.

Nun gehören ja zur Musik nicht nur die Töne, sondern auch der Text. Als ich da in die Lyrics von «Highway Star» hineinschaute, bin ich selbst erschrocken: das Auto als Mördermaschine und auch «mein Mädchen» als Mördermaschine, die alles hat «wie Körperkontrolle durch Mundbewegungen».

Musik ist ja, wie alle Kunst, auch Ausdruck ihrer Zeit. Adorno sieht in der «gesellschaftlichen Dechiffrierung» der Musik sogar gerade einen Motor der Geschichte und ihrer Dynamik. Schopen-

## Der autoritäre Staat schien nicht mehr zeitgemäss und störte mich besonders.

hauer ging da noch weiter und meinte, Musik bringe das innerste Wesen der Welt zum Ausdruck, gerade wegen ihres innigen Verhältnisses zur Zeit.

So muss man sich auch damit beschäftigen, auf wen die Songs und was sie damals trafen und treffen wollten. Für mich persönlich war es in der Schweiz eigentlich die Beseitigung des verbrämenden Umganges mit allem, was in der Zeit des Zweiten Weltkrieges und schon mit dem Kaiserbesuch zu den Wiler Manövern abgelaufen und Teil einer kollektiven Verdrängungsmaschinerie in Politik, Schule und Kirche (nicht bei mir zu Hause) geworden war. Der

autoritäre Staat schien nicht mehr zeitgemäss und störte mich besonders. Niklaus Meienbergs «Erschiessung des Landesverrätters S.» war für mich Sankt Galler wie das Höhenfeuer einer neuen Zeit. Und auch das Gesamtwerk ist gelungen, wobei es einigen äusseren Druck brauchte, bis man freier über die Geschichte der Neuzeit sprechen und die Bergier-Kommission über die bonjoursche Neutralitätsgeschichte hinausgehen konnte (und durfte).

1968 war nicht einfach eine Imitation von Paris – Sartre, Simone de Beauvoir oder später etwa Servan-Schreibers Aufruf zum Antiamerikanismus in «Le défi mondial» und andere –, sondern es spielten die Vorgänge rund um den Vietnamkrieg eine

## Das war für mich als Sankt Galler wie das Höhenfeuer einer neuen Zeit.

grosse Rolle (der Koreakrieg schaffte es noch nicht ins öffentliche Bewusstsein). Den Vietnamkrieg lehnten wir alle ab, obwohl ich gestehe, dass ich mittendrin einmal in Saigon war, um einiges mit eigenen Augen zu sehen. Dann prägten mich politisch und developmentspolitisch auch Aufenthalte von eineinhalb Jahren in Deutschland (Göttingen) und je sechs Monaten in Istanbul, Moskau und New York sowie auf den Philippinen, noch zu Marcos' Zeiten, die sich aber leider wenig verändert haben. Ich war stets froh, weltanschaulich durch die intellektuellen Erschütterungen von 1968 gegangen zu sein.

Es gibt da nicht viele Trümmer zu beseitigen – was mich für dich froh macht –, sondern den 68ern sollte man dafür Anerkennung zollen, dass der Staat demokratischer, die Entwicklungspolitik fortgeschrittener und die Frauenförderung ernsthafter geworden ist.

Lieber Roger, auch wenn die unnützen Kriege nicht aufgehört haben, danke ich dir, dass du mir Anlass zu dieser Stellungnahme gegeben hast.

*Peter Nobel*



Peter Nobel ist einer der prominentesten Rechtsanwälte der Schweiz.

# Wider das Laster

Die Schweizer trinken, rauchen, schlemmen und faulenz zu viel, sie machen sich also angeblich mutwillig krank. Deshalb wollen die Missionare beim Bund das Volk zum gesunden Lebenswandel erziehen. Mit welchem Recht eigentlich? *Von Markus Schär*

*Jeder ist der Hüter seines eigenen Wohles,  
möge dieses Leib, Geist oder Gemüt betreffen.  
Die Menschheit hat einen grösseren Gewinn,  
wenn sie jeden nach seinem Gutdünken leben lässt,  
als wenn sie jeden zwingt,  
nach dem Gutdünken der anderen zu leben.*  
John Stuart Mill: «Über die Freiheit», 1859

«Sie sollten nicht mehr rauchen, kaum noch trinken, weniger süss, salzig und fettig essen», mahnt der Arzt den Patienten, «dann können Sie neunzig werden.» – «Das ist schön, wenn ich neunzig werde», gibt der Patient zurück: «Aber wozu?» Wie der Arzt im Witz tritt der Bund gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern auf. Von den 15- bis 50-Jährigen fühlen sich zwar neunzig Prozent völlig gesund, von den 50- bis 75-Jährigen immer noch drei Viertel, wie der Gesundheitsbericht 2015 festhält. Gemäss denselben Befragungen gaben aber 32 Prozent an, sie litten an einer chronischen Krankheit oder einem lang dauernden Gesundheitsproblem. Und das Bundesamt für Gesundheit von Innenminister Alain Berset (SP) hält sich nicht lange mit diesem Widerspruch auf: Es kämpft gegen die Krankheiten, indem es die Leute zum gesunden Leben drängt – also zum Verzicht auf vieles, was für die Mehrheit ein gutes Leben ausmacht.

Heute litten in der Schweiz rund 2,2 Millionen Menschen an einem oder mehreren chronischen Leiden, stellt das Bundesamt fest, «und diese verursachen rund 80 Prozent der gesamten Gesundheitskosten». Über die erste Behauptung liesse sich unter Statistikern streiten, die zweite dürfte die Faktenlage wohl treffen. Denn bei den wichtigsten chronischen Krankheiten handelt es sich um Krebs, Diabetes und Erkrankungen der Atemwege sowie von Herz und Kreislauf. Daran sterben auch die meisten Schweizer, weil selbst die Schweizer – die beim guten und langen Leben an der Weltspitze stehen und ihre Lebenserwartung immer weiter steigern – an irgendetwas sterben müssen.

**Kampagnen ohne gesetzliche Grundlagen**  
Weltweit sagen die Gesundheitsapostel, nachdem die grossen Killer der Menschheit, also Seuchen wie Pocken, Grippe, Typhus oder Cholera, besiegt sind, den nichtübertragbaren Krankheiten den Kampf an. In der Schweiz steckten sie zwar 2012 einen Rückschlag ein, als das Parlament das Präventionsgesetz ver-

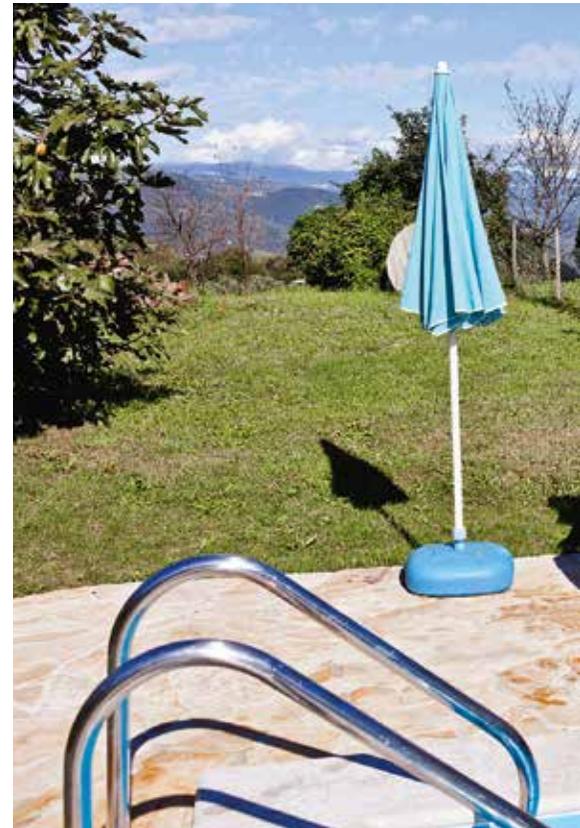
senkte. Aber das spornte sie nur noch stärker an. Im April verabschiedeten der Bundesrat und die Kantone die «Nationale Strategie zur Prävention nichtübertragbarer Krankheiten 2017–2024», und sie beauftragten die vereinigten Missionare, bis Ende Jahr einen Massnahmenplan auszutüfteln. Das Parlament hat dazu nichts mehr zu sagen, geschweige denn das durch die Massnahmen zu erziehende Volk.

Und damit nicht genug: Schon seit Jahren – also ohne Grundlage in Verfassung und Gesetz – führt das Bundesamt seine Kampagnen gegen Alkohol und Tabak, fordert Askese und Fitness mit dem «Nationalen Programm Ernährung und Bewegung» («Die Vision des Programmes ist es, die Bevölkerung zu motivieren, sich ausgewogen zu ernähren und genügend zu bewegen») und fördert die Einwanderer mit dem «Nationalen Programm Migration und Gesundheit» («Das Programm bezweckt, das Ge-

## Der Bund glaubt, die Schweizer müssten beim Einkaufen und beim Essen die Welt retten.

sundheitsverhalten und den Gesundheitszustand der Migrationsbevölkerung in der Schweiz zu verbessern»). Überdies sollen neben der umfassenden Strategie gegen die nichtübertragbaren Krankheiten fortan die «Nationale Strategie Sucht» und das Projekt «Psychische Gesundheit» das Volk zum richtigen Verhalten anleiten. Noch strenger als bisher gelten also für die Schweizerinnen und Schweizer die Gebote des amtlich bewilligten guten Lebens:

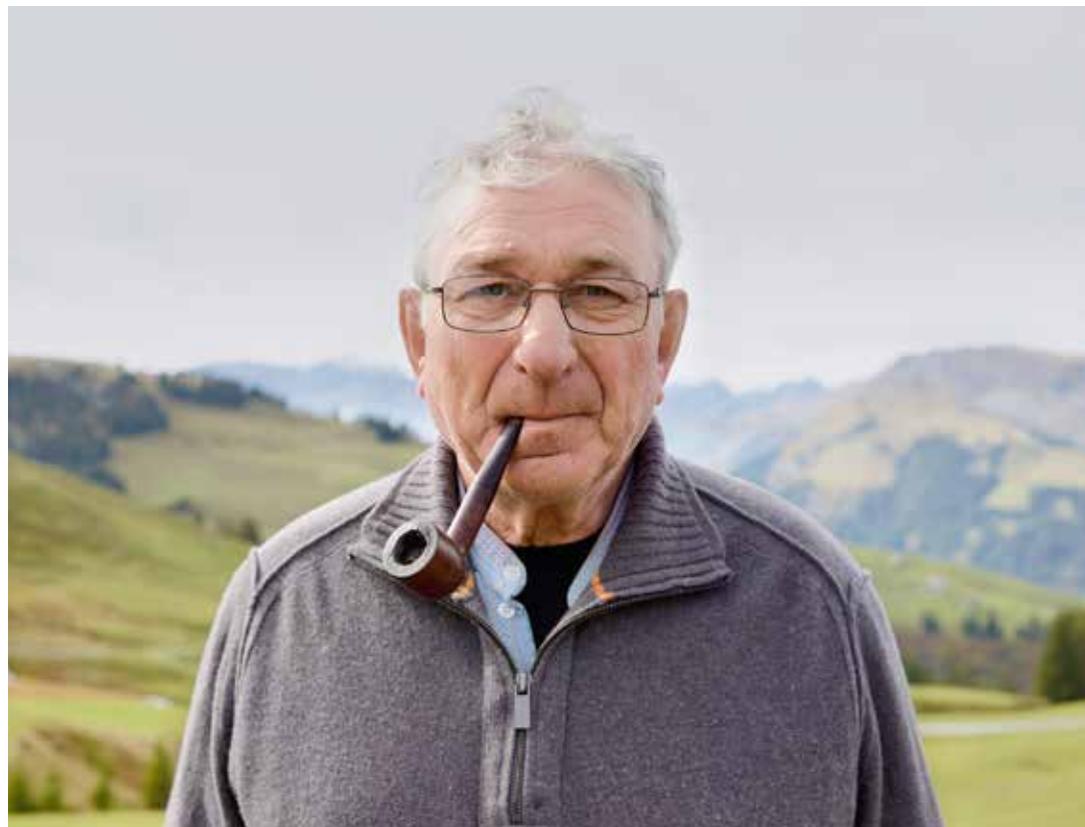
**«Du sollst nicht trinken»** — Ein neues Alkoholgesetz, das die Steuern weiter erhöhen und den Verkauf von alkoholischen Getränken zwischen 22 und 6 Uhr verbieten wollte, scheiterte in der Wintersession 2015 im Parlament. Aber das hindert das Bundesamt nicht an seinem Kreuzzug gegen die Blauen: Es führt für jährlich 650 000 Franken die Kampagne «Wie viel ist zu viel?» (täglich mehr als vier Gläser für Männer und zwei Gläser für Frauen). Es treibt Prävention in Berufsschulen oder bei «Familien mit tiefem sozioökonomischem Status». Und es werkelt am Projekt «Erfolgsfaktoren einer kantonalen Alkoholpolitik». Wer gerne ein Glas Wein oder eine Stange Bier trinkt (oder auch zu viel), merkt aber – abgese-



*Die richtigen Ziele, die richtigen Wege?*

hen vom Preis – kaum etwas davon: Angesichts der Mehrheitsverhältnisse müssen sich die Missionare damit begnügen, dem Volk hintertümelnd den Genuss zu vermiesen.

**«Du sollst nicht rauchen»** — Auch das Nikotin lassen sich die Erwachsenen nicht nehmen. «Jugendliche besser vor den Gefahren des Tabaks schützen», forderte der Bundesrat des-



halb: Das neue Tabakproduktegesetz verbietet den Verkauf von Rauchwaren an Minderjährige und sogar Werbung bei Jugendlichen, und es unterscheidet nicht zwischen Tabakwaren und E-Zigaretten. Die Kommission des Ständerates, auf dessen Programm die Vorlage nächste Woche steht, will deshalb das Gesetz dem Bundesrat zurückschicken. Das Bundesamt aber kämpft mit Feuer weiter gegen das Rauchen –

wenn nicht mit Verboten, dann halt mit abschreckenden Preisen und Warnhinweisen.

«Du sollst nicht schlemmen» — Das Übergewicht der Schweizer kostet die Krankenkassen angeblich acht Milliarden Franken, dreimal so viel wie noch vor zehn Jahren. Dazu kommen die Kosten, welche die Mediziner auf zu viel Salz, Eier oder Rauchfleisch zurückführen. In

der direkten Demokratie trauen sich die Missionare aber nicht, dem Volk offen ins Essen zu spucken: Deshalb gibt es in der Schweiz keine Verbote von Süssgetränken oder wenigstens Steuern auf Zucker oder Fett; die Fürsorge findet heimlich statt. So zieht das Bundesamt seit Jahren seine «Salzstrategie» durch; es drängt die Bäcker zu weniger Salz im Brot, fordert in Kantinen fade Kost oder holt die Menagen zum

Nachwürzen von den Beizentischen – dabei weisen neue Studien nach, dass das Salz gesunden Menschen gar nicht schadet. Und das Bundesamt für Umwelt glaubt, die Schweizer müssten beim Einkaufen und beim Essen die Welt retten: Es liess sich von Fehr Advice, der Firma des renommierten Zürcher Professors Ernst Fehr, eine verhaltensökonomische Studie schreiben, «was den Menschen am meisten helfen würde, um ihr Verhalten hin zu einer ökologisch nachhaltigen Ernährung zu ändern».

Schliesslich kümmert sich das laufende Nationale Forschungsprogramm NFP 69 um «gesunde Ernährung und nachhaltige Lebensmittelproduktion», also etwa um die Frage, «wie Aktivierungen von Gesundheitsmotiven zu einer vermehrten Wahl von gesunden Lebensmitteln führen können» – der Reiz kann zum Beispiel eine Waage sein, die in der Kantine steht.

«**Du sollst nicht ruhen**» — «Je mehr Zeit wir am Tag sitzend verbringen, desto grösser ist das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Übergewicht, Diabetes und Krebs», schreckten die Bundesämter für Gesundheit und für Sport vor einem Jahr die allzu zahlreichen «Bewegungsmuffel» im Land auf. Eine wissenschaftliche Studie zeigte angeblich: «Sitzen gefährdet die Gesundheit.» Damit rechtfertigen die Bundesämter denn auch, dass sie mit allerlei Aktionen die Leute auf Trab brin-

gen wollen, oder dass sie – da ihnen für befohlenen Sport die Gesetzesgrundlagen fehlen – wenigstens mit einem Monitoring-System «wichtige Aspekte der Ernährungs- und Bewegungsproblematik anhand von 54 Indikatoren kontinuierlich beobachten». Die aufwendige Studie zum Sitzen hält übrigens fest: Es gibt keinen Zusammenhang zwischen der Sitzdauer und der Gesundheit – ja Menschen, die viel sitzen, fühlen sich sogar wohler, weil sie meist zum Ausgleich Sport treiben.

---

### Im liberalen Staat entscheidet der Einzelne über seine Präferenzen.

---

«**Du sollst nicht spielen**» — Die Suchtexperten (ohne gesetzlichen Auftrag) im Bundesamt für Gesundheit kämpfen nicht nur gegen Heroin und Haschisch, Alkohol und Nikotin, sondern auch gegen das Geldspiel. Im neuen Gesetz, das sich der Ständerat jetzt vornimmt, forderten sie deshalb auch eine Abgabe für Massnahmen gegen die Spielsucht. Davon wollte die vorberatende Kommission nichts wissen, auch nichts von einer eidgenössischen Kommission zu Fragen des exzessiven Geldspiels. Aber das Gesetz schränkt die Freiheit der Spieler gleichwohl stark ein (siehe Seite 36).

Die Übersicht (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) zeigt: Der fürsorgliche Staat erzieht seine Bürger zum richtigen, guten Leben, indem er ihre Laster mit Verboten bekämpft oder zumindest mit Steuern eindämmt. Dieser «harte Paternalismus», wie ihn die Politologen nennen, verträgt sich allerdings schlecht mit einer liberalen Gesellschaft, in der alle mündigen Menschen die Verantwortung für ihren Lebenswandel tragen sollten, und in der Schweiz benötigt er überdies immer eine Volksmehrheit. Deshalb nutzen auch die Fürsorger beim Bund gerne einen Ansatz, den der Ökonom Richard Thaler und der Jurist Cass Sunstein vor fünfzehn Jahren austüftelten, und dies ausgerechnet an der als neoliberal verschrienen Uni Chicago: den «libertären Paternalismus».

Diesen Widerspruch in sich lösen die beiden Sozialingenieure elegant auf. Sie gehen zwar paternalistisch davon aus, dass der Staat besser weiss, was für seine Bürger gut ist, etwa bei der Vorsorge, beim Essen oder beim Energiesparen. Aber sie lassen den Menschen libertär (worunter die Amerikaner das verstehen, was die Europäer als liberal bezeichnen) die Wahlfreiheit. Dabei nutzen sie allerdings die Erkenntnisse der Verhaltensökonomie, dass der Mensch kaum wie der Homo oeconomicus entscheidet, der jederzeit nach bestem Wissen abwägt, was ihm den grössten Nutzen bringt. So ziehen die real existierenden Leute die Lö-

Klar ist die Wahl  
der richtigen  
Werbung knifflig...



sung vor, bei der sie nichts tun müssen (Default): Sie scheuen also den Aufwand, nach dem Salzstreuer zu rufen, wenn er nicht auf dem Tisch steht. Oder sie treffen eine Entscheidung danach, wie sie ihnen dargestellt wird (Framing): Sie essen darum gesünder, wenn in der Kantine der Salat zuvorderst steht. Die vermeintliche Freiheit der Wahl lässt sich also sanft beeinflussen: mit einem *nudge* (Stupser), wie das berühmte Buch von Thaler und Sunstein heisst.

### Welches Menschenbild?

Die Tricks funktionieren, deshalb setzen die Regierungen zunehmend darauf. Präsident Barack Obama holte Cass Sunstein als «Regulierungszaren», also als obersten Hüter der Gesetzgebung. Der britische Premier David Cameron liess Richard Thaler ein Team aufbauen, um Erkenntnisse der Verhaltensökonomie anzuwenden. Und auch die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel möchte mit dem sozialwissenschaftlichen Werkzeugkasten «die Deutschen zu Musterbürgern machen», wie die *Welt* spottete.

Woher aber nehmen die Regierungen und Verwaltungen von Washington bis Bern das Recht, die Bürger so zu beeinflussen, also – wie die Kritiker meinen – zu manipulieren? Das fragt auch der Gralshüter des Liberalismus in der Schweiz, Gerhard Schwarz. Mit der Progress Foundation, die er präsidiert, führte

er deshalb ein Kolloquium zum «libertären Paternalismus» durch. Im Zentrum stand dabei die Frage: Von welchem Menschenbild gehen eigentlich die Paternalisten aus, ob sie nun harte oder weiche, also «libertäre», sind? «Die einzige Freiheit, die diesen Namen verdient, ist die, in der wir unser Bestes auf unsere eigene Weise erstreben können, solange wir dabei den andern ihr Bestes nicht zerstören oder sie in der Erlangung dessen verhindern», schrieb 1859 einer der tiefsten liberalen Denker, der Engländer John Stuart Mill – übrigens zusammen mit seiner Frau Harriet Taylor, wie eine Kolloquiumsteilnehmerin, die Heidelberger Soziologin Ulrike Ackermann, in ihrer deutschen Neuausgabe erstmals betont. Das heisst: Die Menschen können frei über ihren Lebenswandel befinden, solange ihre Entscheidungen keine anderen Menschen betreffen.

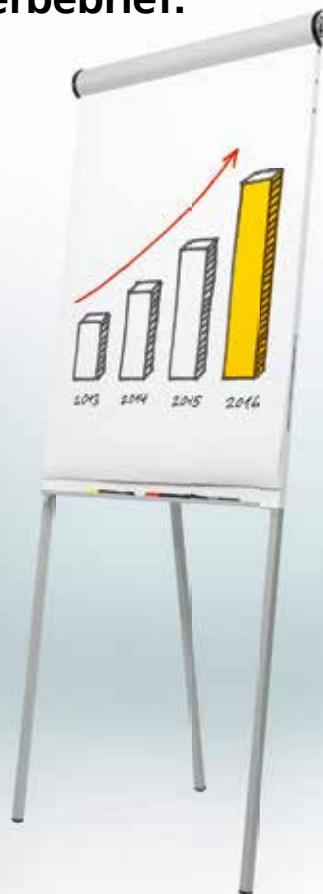
Da setzen die Fürsorger in den Bundesämtern an: Die rund 30 Milliarden Franken, welche das Behandeln von Krebs, Diabetes sowie Atemweg- und Kreislauferkrankungen angeblich kostet, muss via Prämien und Steuern die Allgemeinheit zahlen. Also, meinen die Missionare, dürfe der Staat den Bürgern zumindest empfehlen, wie sie mit gesundem Leben die Kosten vermindern. Allerdings stellt sich immer noch die Frage, ob sie die richtigen Ziele stecken und die richtigen Wege dorthin wäh-

len. Wenn beispielsweise wissenschaftlich erwiesen wäre, dass Rauchen das Lungenkrebsrisiko dramatisch erhöht, dann müsste es der Bund eigentlich verbieten. Die Wissenschaft steht aber kaum je fest; die Warnungen der WHO wandeln sich wie die Mode, und die Gefahren des Salzes oder des Sitzens gibt es schlicht nicht. Das hindert die Missionare nicht daran, weiter an ihrer Salzstrategie oder ihrem Bewegungsmonitoring zu werkeln.

Und selbst wenn feststünde, dass sein Leben mutwillig verkürzt, wer ein paar Gläser zu viel trinkt oder lieber auf dem Sofa liegt als auf der Finnenbahn rennt, darf ein liberaler Staat dem Bürger keine Vorschriften machen, sofern dieser die Folgen selber trägt. Denn im liberalen Staat entscheidet der Einzelne über seine Präferenzen. «Warum sollen wir während des Studiums auf freudreiche Laster verzichten, weil sie das Leben verkürzen, nur um damit ein paar todlangweilige Jahre im Greisenalter zu gewinnen?», fragt der Jurist Gregory Mitchell in seinem Nachweis, dass «libertärer Paternalismus» tatsächlich ein Widerspruch in sich ist.

Und John Stuart Mill meinte schon vor 157 Jahren, die Gemeinschaft dürfe nur Macht über den Einzelnen ausüben, um damit Nachteile für die anderen zu verhindern: «Er kann nicht rechtlich gezwungen werden, etwas zu tun oder zu unterlassen, weil es besser für ihn wäre.» ○

## ... Ihren Umsatz steigern Sie ohne Zweifel mit dem Werbebrief.



### Die Wirkung macht den Unterschied.

Steigern Sie als KMU Ihren Werbeerfolg, indem Sie auf den Werbebrief setzen.

Wir sagen Ihnen wie: [post.ch/wirkung-kmu](http://post.ch/wirkung-kmu)

**DIE POST**

Gelb bewegt.

# Lehrstück im Verdrehen

Mit einem Gutachten in eigener Sache will der Chefjurist von Bundesrätin Sommaruga den verfassungswidrigen Vertrag zur Personenfreizügigkeit mit Kroatien rechtfertigen. Die Expertise zeigt, wie Juristen ein Gesetz in sein Gegenteil verkehren. *Von Hubert Mooser*

Die Ankündigung sollte die Gemüter beruhigen. Es sei nicht so, dass die Personenfreizügigkeit mit Kroatien rasch kommen werde, erklärte Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) nach der Unterzeichnung des Vertrages über die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien (Kroatien-Protokoll). Vorher müsse sich die Schweiz noch über die Umsetzung des Verfassungsartikels gegen Masseneinwanderung einigen. Es war eine jener typischen schönfärberischen Deklarationen der Justizministerin, die bei Sommarugas Kritikern alle Alarmglocken schrillen lässt.

Und das mit gutem Grund. Ein Rechtsgutachten des Bundesamtes für Justiz (BJ) zeigt nämlich, wie die Unterzeichnung des Kroatien-Protokolls die Konsultationen zwischen der Schweiz und der EU über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) präjudiziert. Bestellt hat dieses Gutachten die Aussenpolitische Kommission des Ständerates (APK-S). Sie stimmte darauf dem Kroatien-Protokoll zu, wenngleich mit Vorbehalten. Diese Woche beugt sich nun der Ständerat über das Dossier, und es ist davon auszugehen, dass die Kleine Kammer den Vertrag ebenso wie ihre vorberatende Kommission durchwinken wird. Der Nationalrat hat das Kroatien-Protokoll schon in der Sondersession im Frühjahr 2016 abgesehnet.

Ausgangspunkt ist die Volksabstimmung vom 9. Februar 2014 über die Masseneinwanderungsinitiative. Seit die Stimmbürger dieser zugestimmt haben, dürfen in diesem Zusammenhang keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden. Dennoch schritt die Landesregierung zur Tat: Mario Gattiker, der Staatssekretär für Migration, unterzeichnete am 4. März 2016 das Protokoll III zum Personenfreizügigkeitsabkommen mit Kroatien. Um den rechtswidrigen Schritt zu rechtfertigen, bemühte man in einer ersten Phase Experten wie Thomas Cottier, ehemaliger Professor für Europa- und Wirtschaftsvölkerrecht an der Universität Bern.

Cottier meldete sich am 31. März 2016 in der NZZ mit der Aussage zu Wort, die Ausdehnung der Freizügigkeit auf Kroatien sei «nur formell» ein neuer Vertrag. Am 15. Juni 2015 war Astrid Epiney, Professorin für Europarecht an der Universität in Freiburg, an der Reihe gewesen. Sie geht in ihren Ausführungen im *Jusletter* noch weiter als Cottier und findet rundweg, bei der Ausdehnung auf Kroatien handle es sich um keinen neuen völkerrechtlichen



*Mal so, mal so:* Martin Dumermuth, Chef des Bundesamtes für Justiz.

Vertrag. Mit anderen Worten: Aus der Sicht der beiden Rechtsprofessoren kann die Schweiz das Kroatien-Protokoll problemlos ratifizieren, da der Verfassungsartikel über die Zuwanderung ja nicht verletzt werde.

## Bloss «ein Zwischenschritt»

Die Einschätzungen der beiden Experten waren selbst für Sommarugas Juristen etwas zu verwegen. Also verfasste der Chef des Bundesamtes für Justiz, Martin Dumermuth, selber eine juristische Abhandlung. Die Begutachtung in eigener Sache liest sich allerdings eher wie die Bastelarbeit einer Behörde, die unter Rechtfertigungsdruck steht.

Man kann das Ganze auch als Lehrstück mit einem gewissen Unterhaltungswert sehen, welches zeigt, wie Juristen ein Gesetz nach ihrem Gusto in sein Gegenteil verkehren und es dann zurückbiegen. Etwa jene Stelle im Gutachten, an der Dumermuth die These von Cottier mit dem Verweis auf frühere Thesen

desselben Professors widerlegt. Der Chefjurist verweist zur Stützung der eigenen Gedankengänge auch auf ältere Schriften von Epiney. Die Meinungen der Europa-Experten lassen sich mal so und mal so verwenden, abhängig davon, inwiefern sie halt gerade ins Konzept des BJ passen.

Anders als die professoralen Rechtsgelehrten kommt der BJ-Chef also zur Auffassung, dass das Kroatien-Protokoll eine internationale Vereinbarung sei, die den beteiligten Staaten und deren Staatsangehörigen Rechte und Pflichten auferlegt. Dies entspreche der klassischen Definition eines völkerrechtlichen Vertrages. Mit Kroatien schliesse die Schweiz erstmals einen solchen Vertrag ab, es könne sich somit nur um einen neuen Vertrag handeln. Und ein solcher sei unvereinbar mit dem Verfassungsartikel über die Zuwanderung. So weit, so klar. Doch warum, fragt man sich, hat man diesen verfassungswidrigen völkerrechtlichen Vertrag dann trotzdem unterschrieben?

Hiezu erfährt man nun von Dumermuth, dass die Unterzeichnung des Vertrages, wie sie am 4. März durch Gattiker im Auftrag des Bundesrates vollzogen worden ist, kein Vertragsabschluss sei, sondern bloss «ein Zwischenschritt im Hinblick auf den Vertragsabschluss». Denn nicht die Unterzeichnung, sondern erst die Ratifikation und das Inkrafttreten schränken den Spielraum des Parlamentes ein – auch wenn der unterzeichnende Staat ab dem Zeitpunkt der Unterzeichnung nichts tun dürfe, was Ziel und Zweck dieses Vertrages vereiteln würde. Zum Beispiel die Umsetzung des neuen Zuwanderungsartikels in der Verfassung.

### Unbequeme Wahrheiten

Hätte der Bundesrat im Frühling 2014 das Kroatien-Protokoll unterzeichnet, so hätte die Schweiz ihre Verpflichtung zu gutgläubigem Verhalten gegenüber den Vertragspartnern kaum einhalten können, heisst es im Papier. Denn die EU sei in keiner Weise bereit gewesen, über die Umsetzung des Zuwanderungsartikels und die Anpassungen bei der Personenfreizügigkeit zu diskutieren. In den letzten anderthalb Jahren hätten sich nun wesentliche Änderungen ergeben. Eine einvernehmliche Lösung über eine gemeinsame Auslegung der bestehenden Schutzklausel im Personenfreizügigkeitsabkommen werde angestrebt. Zur Erinnerung: Diese Schutzklausel sieht schon heute die Drosselung der Zuwanderung vor, entfaltet bisher aber kaum Wirkung.

Die Kluft zwischen Verfassung und Kroatien-Protokoll besteht laut BJ-Gutachten zwar immer noch. Aus heutiger Perspektive schein es sich jedoch um einen «überbrückbaren Konflikt» zu handeln. Dieser veränderte Kontext habe es dem Bundesrat ermöglicht, am 4. März 2016 das Kroatien-Protokoll zu unterzeichnen. Nur: Der von Dumermuth beschriebene veränderte Kontext steht im Widerspruch zur der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. «Die Verfassung schreibt Inländervorrang, jährliche Kontingente und Höchstzahlen vor, um die Zuwanderung zu senken», betonte alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP) in der *Sonntagszeitung*. Das ist nicht gerade das, was die Konsultationen zwischen der EU und der Schweiz bisher als Lösung vorsehen.

Die Möglichkeit einer vielleicht denkbaren «einvernehmlichen Lösung» samt dem dafür konstruierten nebulösen Rechtsgutachten soll wohl auch noch eine andere unbequeme Wahrheit verbergen. Die EU hat nach der Abstimmung über die MEI die Teilnahme der Schweiz an der Forschungszusammenarbeit auf Eis gelegt. Damit sie wieder zugelassen wird, hat sich die Schweiz verpflichtet, die Personenfreizügigkeit mit Kroatien abzusegnen. Und jetzt versuchen Sommarugas Juristen diese Zwängerei rechtlich zurechtzubiegen – damit auch die Kroaten rasch freien Zugang haben zum Schweizer Arbeitsmarkt.

# Griff in die Trickkiste

Wie Finanzminister Ueli Maurer die wachsenden Personalausgaben der Bundesverwaltung bewältigen will.

Von Hubert Mooser

Bundesrat Ueli Maurer ist nicht bloss Finanzminister, sondern auch oberster Personalchef der Bundesverwaltung. Und in dieser Funktion sucht er nach dem Ei des Kolumbus. Denn die Finanzkommission des Ständerates verlangt in einer Motion, die vom National- und Ständerat im letzten Jahr angenommen wurde, dass der Stellenbestand der Bundesverwaltung auf insgesamt 35 000 Vollzeitstellen festgenagelt wird. Das ist leichter gesagt als getan beim Grenzwachtkorps, in der Steuerverwaltung, im Asylbereich und bei der Terrorbekämpfung wird der Personalbestand in den kommenden Jahren teils massiv ansteigen.

### Neue Obergrenze beim Bundespersonal

Am 17. Februar hat die Landesregierung deshalb den Finanzminister mit der Ausarbeitung eines Konzeptes beauftragt. Bei der bundesrätlichen Klausur am 18. Mai stellte Maurer fünf Leitsätze zur künftigen Personalbewirtschaftung zur Diskussion. Maurer will zum Beispiel dem Bundesrat ein Aufgabenmoratorium vorschlagen. Wegen der angespannten Situation des Bundeshaushaltes könnten keine neuen Aufgaben mehr übernommen werden, warnte der Finanzminister seine Kollegen.

Der Finanzminister überlegt sich aber auch den Griff in die Trickkiste: Der Stellenetat des Bundes umfasse auch die Personalbestände der

Parlamentsdienste, der eidgenössischen Gerichte, der Bundesanwaltschaft, der Finanzkontrolle und die Lokalangestellten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Sie sollen künftig in die Obergrenzenberechnung nicht mehr einbezogen werden; auf diese Verwaltungsbereiche habe der Bundesrat ohnehin keinen Einfluss, findet Maurer. Neu läge die Obergrenze dann nicht mehr bei 35 000 Vollzeitstellen, sondern für 2016 bei rund 32 500 Stellen – die Wünsche der Finanzkommission wären somit erfüllt. Unklar bleibt hingegen, ob die ausgeklammerten Bereiche einfach ungebremst weiterwachsen sollen.

Maurer will zudem einen flexiblen Mechanismus: Je nach Entscheidung des Parlamentes soll die Obergrenze steigen oder sinken. Gemäss diesem System läge der neue anrechenbare Stellenetat Ende April 2016 um 630 Vollzeitstellen unter der neuen massgebenden Obergrenze.

### Bis Ende 2019 wird die Bundesverwaltung um zirka 916 Stellen wachsen.

Aus den Erklärungen des Finanzministers kann man schliessen, dass sich die vom Parlament gewünschte Plafonierung des Stellenetats ohne diese nicht ganz lupenreinen Korrekturen bei der Obergrenze nicht umsetzen lässt. Denn trotz hohem Spardruck und Plafonierung steigt der Stellenbedarf der Bundesverwaltung zwischen 2017 und 2019 steil an, wie ein von Maurer erstellter Stellenplan, gestützt auf Informationen der einzelnen Departemente, aufzeigt.

Mit Abstand am stärksten wächst Maurers Finanzdepartement, zu dem auch das Grenzwachtkorps gehört. Bis 2019 braucht Maurer 440 zusätzliche Stellen, um neue Aufgaben zu bewältigen, die das Parlament der Steuerverwaltung und dem Grenzwachtkorps zugewiesen hat. Das Verteidigungsdepartement von Guy Parmelin rechnet in der gleichen Zeitperiode mit 181 neuen Stellen, Sommaruga für ihren Asylbereich mit 169. Fast bescheiden nehmen sich dagegen die Ausbauwünsche von Infrastrukturministerin Doris Leuthard (+38), Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (+22) und Innenminister Alain Berset (+60) aus. Insgesamt wächst die Bundesverwaltung bis Ende 2019 um zirka 916 Stellen. Erst ab 2020 soll der Stellenetat wieder langsam zurückgehen.



Flexibler Mechanismus: SVP-Bundesrat Maurer.

# Die Zukunft gehört Allah

Jung, dynamisch, muslimisch. Der Islam ist die am stärksten gewachsene Glaubensgemeinschaft der Schweiz, das Christentum hoffnungslos überaltert. Der Mehrheit der Muslime ist die Religion ähnlich gleichgültig wie dem Rest der Bevölkerung – bis jetzt. *Von Peter Keller und Doreen Borsutzki (Illustration)*

Alles grau. Regen. Ein Sonntag zum Vergessen. Kurz vor halb neun läutet die Luzerner Hofkirche zur heiligen Messe. Keine Ausreden mehr wegen des schönen Wetters, des Ausflugs in die Berge, des Grillierens im Garten. Das grosse, schwere Holzportal mit den zwei geschnitzten Heiligenfiguren öffnet sich lautlos, sobald jemand näher herantritt. «Wir heissen Sie in unserer Hofkirche herzlich willkommen!», begrüsst ein Plakat im Innern den Besucher – auf vier Sprachen und mit Ausrufezeichen. Gut dreissig Personen werden sich in den Sitzbänken verlieren. Ein kurzes feines Klingeln, die Lichter gehen an, von der Empore hinten ertönt ein gregorianischer Choral, die beiden Priester verneigen sich vor dem Altar. Es geht los.

Wochenende für Wochenende, in Hunderten von Kirchen, Kapellen und Gebetsräumen, werden in der Schweiz nach wie vor Gottesdienste gefeiert. Doch wie religiös ist die Bevölkerung tatsächlich? Wie christlich ist die Schweiz noch, deren Wappen ein weisses Kreuz ziert? Stimmt das Bild der serbelnden Landeskirchen? Wie steht es um andere Gemeinschaften in unserem Land? Wie gläubig sind die Muslime? Welche Bedeutung im Alltag haben Religion und Spiritualität? Die öffentliche Wahrnehmung pendelt zwischen Gleichgültigkeit und Medienhype, wenn gerade zwei muslimische Jungs aus Glaubensgründen ihrer Lehrerin den Handschlag verweigern. Doch wie repräsentativ sind solche Vorkommnisse? Das Bundesamt für Statistik (BFS) hat eine grosse Erhebung vorgelegt, dank der erstmals umfassend Informationen zum religiösen Leben in der Schweiz zusammengetragen worden sind.

Mit einer kleinen Handbewegung bedeutet der Priester den anwesenden Gläubigen, sich zu erheben. «So wollen wir beginnen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.» Mit diesen Worten wird auf der ganzen Welt, in allen Sprachen der katholische Gottesdienst eröffnet. So will es die Liturgie, und diese ist nicht verhandelbar, so wenig wie die Glaubensinhalte, die der Papst und die Konzile in den letzten zweitausend Jahren geformt haben. Nur verlieren diese Gewissheiten in der Gesellschaft mehr und mehr an Rückhalt. Während über 60 Prozent der über 75-Jährigen sich selber als religiös bezeichnen, fällt dieser Anteil kontinuierlich bis auf 33 Prozent bei den 25- bis 39-Jährigen.

## Ausgestochene Augen

Der Schutzpatron Luzerns ist Leodegar (etwa 616–675), ihm ist die Hofkirche gewidmet, über dem Portal findet sich eine frisch restaurierte Figur, die ihn darstellt. Sie hält einen Bohrer in der Hand – eines seiner Marterwerkzeuge, dem Heiligen sollen die Augen ausgestochen worden sein. Der reformfreundige Bischof Leodegar hatte sich nicht nur den Klerus und die Klöster vorgenommen, seine Kritik machte auch nicht vor dem Königshof halt. Ein Fehler, der ihm am Ende die Hinrichtung durch das Schwert einbrachte. Der 2. Oktober, sein Todestag, ist bis heute ein Feiertag in der Stadt – auch für die Nichtkatholiken und die Konfessionslosen. Gemäss BFS hat der Anteil der katholischen Gläubigen zwischen 1970 und 2014 um zwanzig Prozent abgenommen. Noch ärger traf es die protestantische Kirche: Deren Anteil halbierte

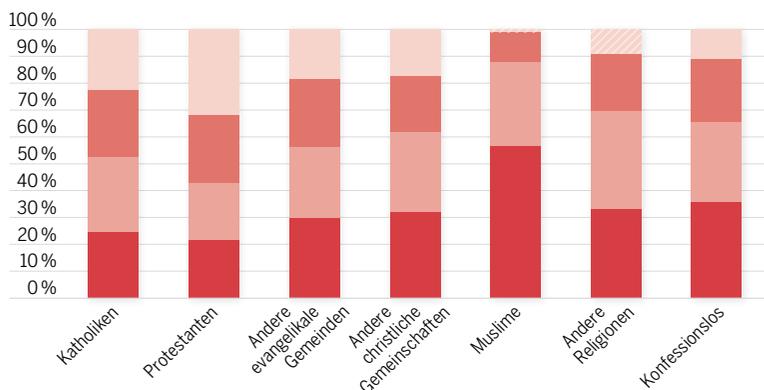
sich. Gleichzeitig ist die Zahl der Konfessionslosen stark angewachsen, von 1,2 auf 22 Prozent. Heute gehört die Bevölkerung ab fünfzehn Jahren zu 38 Prozent der katholischen Kirche, zu 26 Prozent der protestantischen Kirche, zu 5,7 Prozent anderen christlichen Gemeinschaften an. Zu den Aufsteigern gehört die islamische Gemeinschaft mit 5 Prozent oder rund 400 000 Personen (bezogen auf die Gesamtbevölkerung). 1990 betrug deren Anzahl noch etwa 110 000.

Der Islam ist eine relativ junge Religion in der Schweiz, auch was die Altersstruktur betrifft (siehe Grafik). Fast 60 Prozent der Muslime sind 34 Jahre alt oder jünger. Am meisten überaltert sind die Protestanten, bei denen nur gut 20 Prozent jünger als 34-jährig und 30 Prozent schon im Pensionsalter sind. Bei den Katholiken verteilen sich die Altersgruppen regelmässiger: Etwa 23 Prozent sind 65 Jahre alt oder mehr und ein Viertel 24 Jahre oder jünger, was ungefähr der durchschnittlichen demografischen Verteilung in der Schweiz entspricht. Die Zukunft jedenfalls gehört Allah.

## Harter Kern von Muslimen

In der Sonntagsmesse der Hofkirche – keiner der Besucher ist jünger als vierzig – wird über das Lukas-Evangelium gepredigt, über einen Hauptmann, der einen kranken Diener hat und Jesus bittet, ihn zu heilen. Er müsse sich aber nicht persönlich herbemühen: «Ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst [...], sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.» Jesus ist sichtlich beeindruckt von diesem speziellen Wunsch: «Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.» Als die Ge-

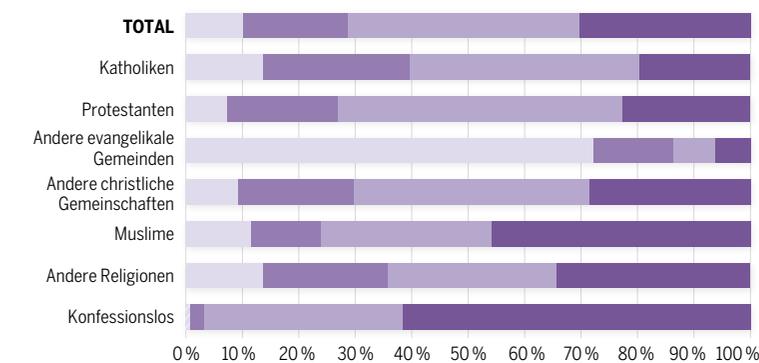
### Konfessionszugehörigkeit nach Altersgruppen



■ 15–34 Jahre ■ 35–49 Jahre ■ 50–64 Jahre ■ 65 Jahre oder älter  
Schraffierte Flächen: Statistisch nicht verlässlich

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), ERHEBUNG ZUR SPRACHE, RELIGION UND KULTUR (ESRK), 2014

### Teilnahme an Gottesdiensten in den vergangenen 12 Monaten



■ Mindestens einmal pro Woche ■ Zwischen einmal und 5-mal pro Jahr  
■ Zwischen 6-mal pro Jahr und mindestens einmal pro Monat ■ Nie

Schraffierte Flächen: Statistisch nicht verlässlich

QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), ERHEBUNG ZUR SPRACHE, RELIGION UND KULTUR (ESRK), 2014

**Fast 60 Prozent der Muslime sind 34 Jahre alt oder jünger.**

**Muslime sind die Gläubigen, die am seltensten einen Gottesdienst besuchen.**



«So wollen wir beginnen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.»

sandten zum Haus des Hauptmanns zurückkehren, ist der Knecht geheilt.

Welchen Glauben haben die Statistiker in der Schweiz gefunden? Den Satz «Ich glaube an einen einzigen Gott» bejahen 90 Prozent der befragten Muslime, aber weniger als die Hälfte derjenigen, die sich selbst als Protestanten bezeichnen (46 Prozent). Bei den Katholiken liegt der Anteil markant höher (58 Prozent). Rund 30 Prozent der christlichen Schweizer (und selbst der konfessionslosen) glauben an eine

«höhere Macht». «Es gibt keinen Gott ausser Allah»: Der erste und wichtigste Glaubenssatz im Islam scheint auch für die Muslime in der Schweiz eine Selbstverständlichkeit zu sein. 63 Prozent bezeichnen sich selbst als religiös oder eher religiös. Bei den Protestanten sind es weniger als die Hälfte. Die Selbsteinschätzung passt allerdings nur bedingt zum ebenfalls erfragten Alltagsverhalten. 40 Prozent der Muslime geben an, in den letzten zwölf Monaten nie gebetet zu haben, ein Spitzenwert bei den

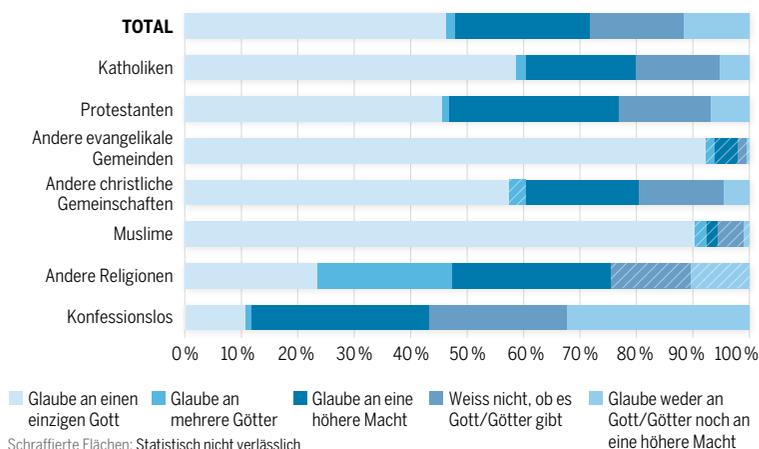
grössten Glaubensgemeinschaften im Land. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Gottesdienstbesuchen: Fast die Hälfte der Muslime geht nicht in die Moschee. Der Anteil der Katholiken, die nie einem Gottesdienst beiwohnen, beträgt lediglich 20 Prozent (Protestanten: 23 Prozent).

Die Bfs-Zahlen geben allerdings keine Auskunft darüber, ob sich die religiöse Praxis über die Generatio-

nen verändert hat, ob die Kinder den Islam intensiver leben als ihre Eltern. Die Erhebung zeigt, dass es einen harten Kern geben muss, der regelmässig den Koran liest, mehrmals täglich betet und die Moschee besucht. Die grosse Mehrheit der Muslime in der Schweiz hat aber ein wesentlich distanzierteres Verhältnis zu ihrer Religion – selbst verglichen mit den lauen Katholiken und Protestanten. Ob sich der Islam auch hierzulande radikalisiert und zu vergleichbaren Parallelgesellschaften führt wie in Frankreich, Deutschland oder Grossbritannien, ist offen. Die demografischen Perspektiven sind klar: Selbst wenn der Anteil der Muslime in der Schweiz nicht mehr so stürmisch zunimmt wie in den letzten Jahren: Die Million dürfte in der kommenden Generation eine realistische Grösse sein.

«Geht hin in Frieden.» Der Priester entlässt die Gemeinde in den sonntäglichen Regen. Rechts der Kirche erstreckt sich eine Gräberhalle. Hier liegen sie alle, die klingenden Namen Luzerns. Die Pfyffer, die von Segesser, die am Rhyn oder die von Schumacher, aus deren Geschlecht der Mitbegründer der *Weltwoche*, Karl von Schumacher, stammte. Es reiht sich Gruft an Gruft, man wandelt über Grabplatten, über längst versunkene Allianzen zwischen Kirche und politischer Macht. Die Vergangenheit gehört definitiv dem Christentum. ○

### Glaube an Gott oder an eine höhere Macht



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK (BFS), ERHEBUNG ZUR SPRACHE, RELIGION UND KULTUR (ESRK), 2014

In der Schweiz glauben die meisten an Gott.

# Im Staats-Casino

Weil sich das Glücksspiel zunehmend ins Internet verlagert, fürchtet der Staat um eine lukrative Einnahmequelle. Um das Geschäft mit den Spielbanken zu retten, will das Justizdepartement kurzerhand den Zugang zu internationalen Online-Casinos sperren lassen. *Von Florian Schwab*

Glaubt man Vertretern der Schweizer Internetbranche, so steht am kommenden Dienstag ein hochproblematischer Grundsatzentscheid im Ständerat an. Erstmals wird über ein Gesetz beraten, das Internetsperren vorsieht. Konkret berät die Kleine Kammer den Entwurf des Bundesrates für ein neues «Bundesgesetz über Geldspiele». Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) will ausländische Online-Casinos aus der Schweiz verbannen. Kommt das Gesetz durch, so könnte zukünftig ein Bundesamt allen Schweizer Internet Providern dekretieren, dass sie ihren Nutzern den Zugang zu dieser oder jener Internetadresse blockieren müssen.

## Weniger Umsätze für die AHV

Bislang gibt es solche Internetsperren lediglich als freiwillige Übereinkunft der Schweizer Internetprovider bei kinderpornografischen Inhalten. Laut Jean-Marc Hensch, Geschäftsführer des Wirtschaftsverbands für die digitale Schweiz (Swico), zeigt sich in dem Gesetzesentwurf «die zunehmende Beliebtheit von Internetsperren im Bundesrat».

Es wäre das erste Mal, dass die Schweizer Regierung derart brachial ins Internet eingreift. Mit demselben Instrumentarium, mit dem China politisch missliebigen Inhalten zu Leibe rückt oder die Türkei pornografische Angebote aussperrt, sollen Schweizer Internetnutzer

davon abgehalten werden, ihr Glück bei ausländischen Online-Casinos zu versuchen.

Die «telekommunikationsgestützte Durchführung» von Geldspielen war bislang nicht erlaubt. Dieses Verbot konnte allerdings nicht durchgesetzt werden, weil die Schweizer Gesetze nicht weltweit gelten. Mit dem neuen Gesetz sollen nun Geldspiele im Internet legalisiert werden, aber nur, wenn sie von einem bestehenden Schweizer Casino angeboten werden. Fachleute bezweifeln, dass sich Internetsperren als Durchsetzungsmechanismus eignen. Diese seien, erklärt Hensch, leicht mit VPN-Clients zu umgehen. Er macht auch ordnungspolitische Bedenken geltend: «Es steht zu befürchten, dass das Beispiel Schule macht.» Jede Branche gerate in Versuchung, ihre Online-Konkurrenz auf diese Weise auszuschalten.

Sommaruga begründet ihr rabiates Ansinnen mit dem Ja von Volk und Ständen zum Gegenvorschlag bei der Volksinitiative «Für Geldspiele im Dienste des Gemeinwohls» vor vier Jahren. Der neue Verfassungsartikel bezweckte namentlich einen besseren Schutz der Bevölkerung vor den Gefahren, die von den Geldspielen ausgehen. Dafür, so die Logik des Justizdepartements, braucht es einen direkten staatlichen Zugriff auf die Anbieter, was bei Internet-Casinos schwierig ist, wenn sie im Ausland sitzen. Ein solches Online-Monopol für die bestehen-

den Anbieter, davon sind die Kritiker der Vorlage überzeugt, ergibt sich nicht aus dem Verfassungsartikel. Im Vordergrund stünden finanzielle Überlegungen des Staates, namentlich die Spielbankenabgabe, die fast den ganzen Gewinn der Casinos abschöpft. Von den Bruttospielerträgen der Casinos (Spieleinsatz minus ausbezahlte Spielgewinne) landet der Löwenanteil bei der AHV. Doch die Casino-Umsätze sind stark rückläufig. Seit 2007 sind sie um einen Drittel zurückgegangen, wie der Schweizer Casino-Verband in seinem jüngsten Jahresbericht schreibt. Dies bedeutet auch, dass die Spielbankenabgabe eingebrochen ist. Betrug sie im Jahr 2007 noch 539 Millionen Franken, so waren es zuletzt nur noch 320 Millionen Franken.

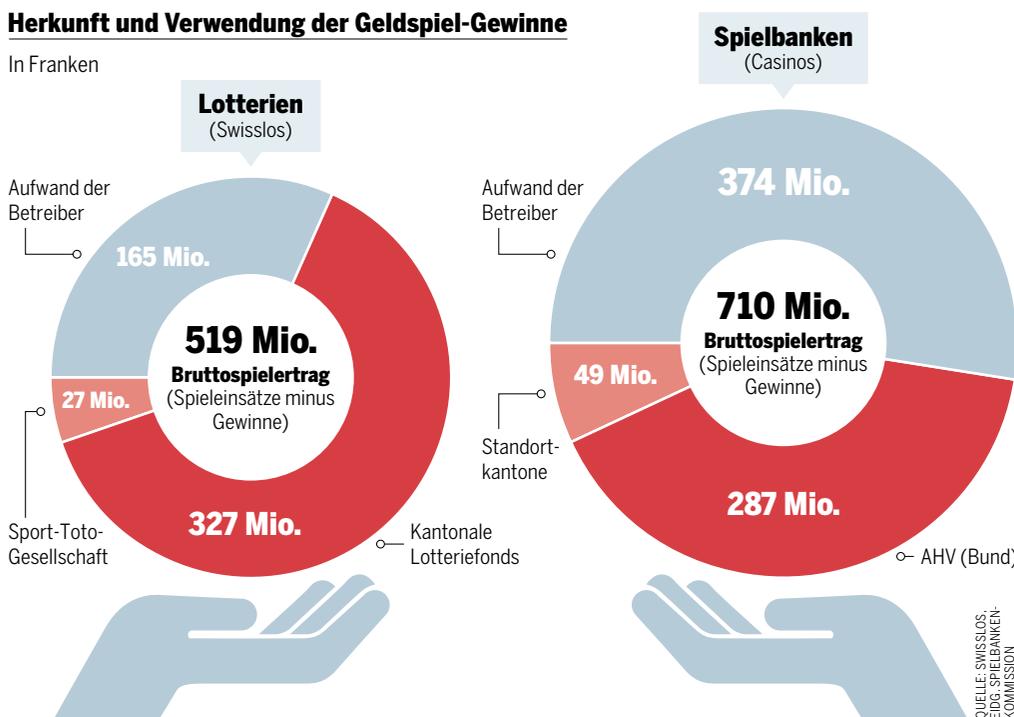
## Vorbild Dänemark

Offensichtlich ist ein Teil des Geschäfts ins Internet abgewandert, und der Bundesrat will es nun per Gesetz wieder zurückholen. Das Justizdepartement schätzt die Bruttoumsätze der Online-Casinos mit Schweizer Kunden auf rund 100 Millionen Franken. Dies steht jedoch im Widerspruch zu Hochrechnungen führender europäischer Anbieter, die auf 765 Millionen kommen. Damit hätten die Internetanbieter im letzten Jahr die realen Casinos abgehängt, deren Bruttospielertrag 710 Millionen betrug. Kenner des Glücksspielmarktes bezweifeln, dass das neue Gesetz das schwindende Steuersubstrat zurückholen kann. Sie verweisen auf das Beispiel Dänemark, wo auch ausländische Online-Casinos eine Konzession erhalten – und im Gegenzug ihren Obolus an den Staat abliefern. Ein solches Modell würde dem Schweizer Verfassungsartikel besser gerecht als Sommarugas prohibitive Vorlage, da sie den Schwarzmarkt verkleinert und den Geltungsbereich der Gesetze erweitert.

Aus der Sicht der Spieler haben Internet-Casinos einen Vorteil: Weil sie keine Bauten an bester Lage finanzieren müssen und kaum Personal brauchen, können sie attraktivere Spiele anbieten. Ein Mass für die Fairness eines Anbieters ist die Auszahlungsquote, also der Prozentsatz der Spieleinsätze, der als Gewinn im Durchschnitt wieder bei den Spielern landet. Dieser Wert liegt bei den führenden Internet-Casinos bei geprüften 96 bis 98 Prozent. Bei Spielautomaten im herkömmlichen Casino sind gesetzlich lediglich 80 Prozent vorgeschrieben. Anders gesagt: Je tiefer die Auszahlungsquote, desto besser für die Staatskasse. ○

## Herkunft und Verwendung der Geldspiel-Gewinne

In Franken



Die Spielbankenabgabe schöpft fast den ganzen Gewinn der Casinos ab.

# «Auf dem Platz kann ich laut werden»

Er gehört zu den besten Fussball-Torhütern der Welt und soll für die Schweizer Nationalmannschaft an der EM in Frankreich das Glück festhalten: Yann Sommer. Ein Gespräch über Sumiswald, die Rolling Stones und den Balkangraben. *Von Thomas Renggli*

Hotel «Villa Sassa», Via Tesserete – hoch über dem Luganersee: Die Sonne drückt durch die Wolken, auf der Terrasse verdampft der Sommerregen. Ein Gärtner pflegt die Topfpflanzen. Vögel zwitschern. Feriengefühle. Eine schönere Aussicht kann sich die Fussball-Nationalmannschaft nicht wünschen. Dass in der Lobby Flyer für das Musical «Titanic» aufliegen, muss kein schlechtes Omen sein. Torhüter Yann Sommer nimmt entspannt auf dem blauen Stoffsofa Platz. Der 27-Jährige blickt auf eine hervorragende Saison mit Borussia Mönchengladbach zurück. Zehn Tage vor dem ersten EM-Spiel gegen Albanien sprüht er vor Optimismus und Vorfreude.

**Herr Sommer, Sie sind ein begnadeter Koch, unterhalten Ihren eigenen Gourmet-Blog [sommerkocht.ch]. Wie viele Sterne geben Sie dem Koch der Nationalmannschaft?**

Nahezu das Maximum: 3 Sterne und 19 Gault-Millau-Punkte. Emil Bolli ist ein Meister seines Fachs.

**Sie müssen am Herd nicht eingreifen?**

Das würde ich mir nie anmassen. Bolli war langjähriger Küchenchef im «Hotelbern» in Bern. Ich bin ein Hobbykoch – da misch' ich mich nicht ein.

**Wie sieht die Lage sportlich aus?**

Das Spiel gegen Belgien hat gezeigt, dass wir auf gutem Weg sind. Vor allem in der

---

«Ich brauche die Captainbinde nicht, um eine Leaderrolle zu spielen.»

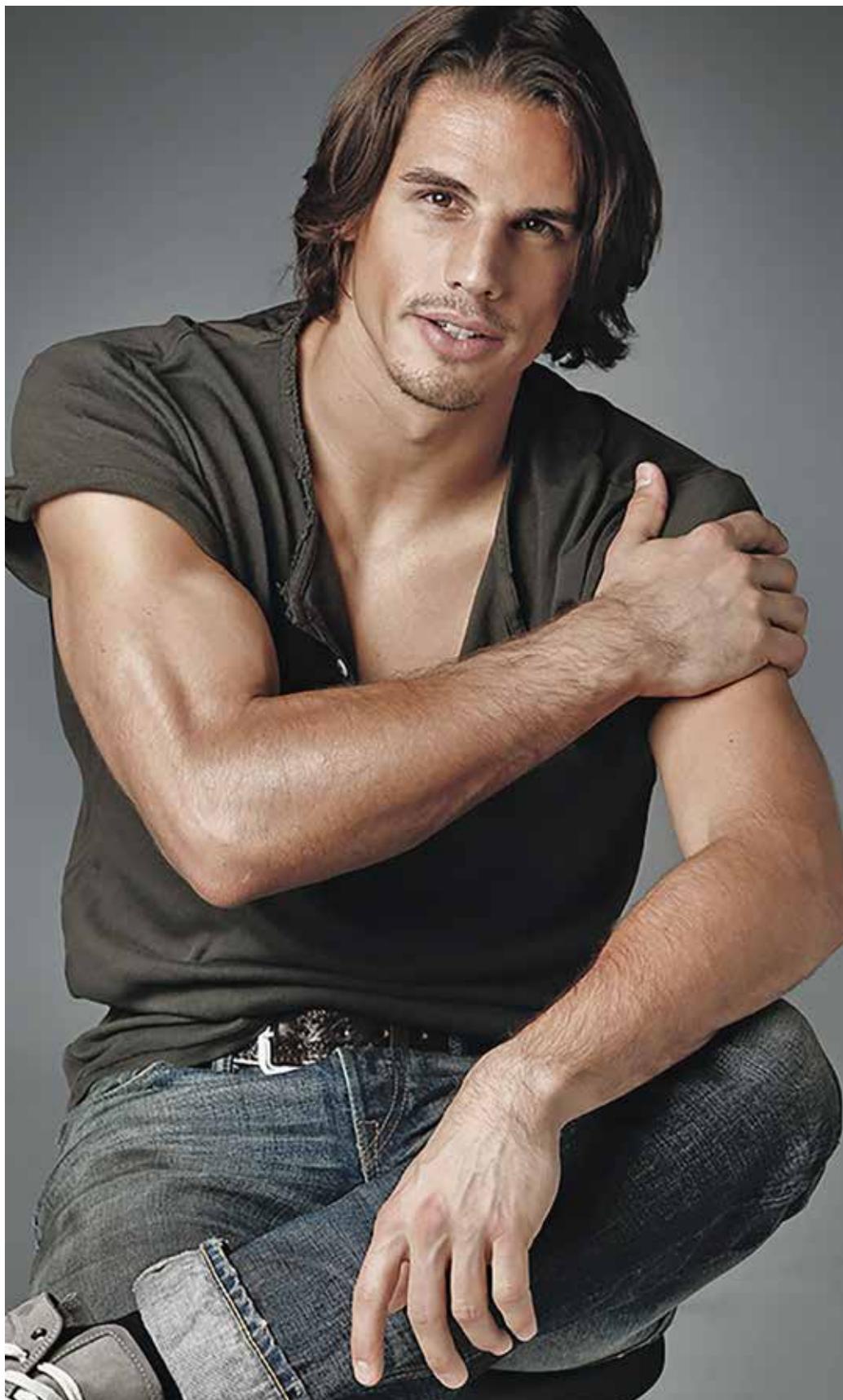
---

ersten Halbzeit waren wir gegen eine Weltklassemannschaft spielbestimmend. Wir traten sehr kompakt und diszipliniert auf. Jeder hat seine Rolle angenommen und die taktischen Richtlinien des Trainers umgesetzt. Diese Leistung gibt uns viel Vertrauen.

**Die Partie ging letztlich 1:2 verloren. Eine Niederlage als Erfolgsmeldung?**

Natürlich wollen wir immer gewinnen – auch in einem Testspiel. Aber in diesem Fall zählt die Leistung mehr als das Resultat.

**Das erste EM-Spiel gegen Albanien ist schon fast wie ein Final – und ein Derby. Rund die Hälfte der albanischen Spieler hat einen Bezug zur Schweiz...** >>>



«Wir gehen nicht nach Frankreich, um nach drei Spielen wieder abzureisen»: Torhüter Sommer, 27.

Das Spiel ist speziell, weil es unser Auftaktspiel im Turnier ist – und weil wir zahlreiche Spieler mit albanischen Wurzeln im Team haben. Umgekehrt tritt Albanien mit vielen bekannten Gesichtern an. Das wird vor allem im Vorfeld ein Medienthema sein. Wenn das Spiel läuft, zählt es nicht mehr viel.

Nach der Ausmusterung von Gökhan Inler beförderte Vladimir Petkovic den Aussenläufer Stephan Lichtsteiner zum neuen Captain. Gleichzeitig ernannte er Valon Behrami zu dessen Stellvertreter und Granit Xhaka zum Stellvertreter des Stellvertreters. Xherdan Shaqiri konnte damit schlecht umgehen und beklagte sich öffentlich: «Ich müsste bei den Captains dabei sein. Es gab keine Argumentation, wieso ein verdienter Spieler, der gerne Verantwortung übernommen hätte, nicht höher in dieser Hierarchie steht.» Von Yann Sommer hingegen war kein Lamento zu hören. Dabei hatte der Torhüter die U-21-Auswahl vor fünf Jahren als Captain in den EM-Final gegen Spanien geführt – und einen grossen Anteil zum wertvollsten sportlichen Resultat des Schweizerischen Fussballverbands (neben dem U-17-WM-Titel 2009 und dem U-17-EM-Titel 2002) geliefert.

#### Weshalb beanspruchen Sie die Rolle des Captains nicht für sich?

Das stand nie zur Diskussion. Stephan ist der perfekte Captain für diese Mannschaft, und Behrami und Xhaka haben ihre Positionen ebenfalls verdient. Ich brauche die Captainbinde nicht, um Verantwortung zu übernehmen und eine Leaderrolle zu spielen. Als Goalie habe ich das Spiel vor mir – und muss die Mannschaft dirigieren. Auf dem Platz kann ich laut werden. Aber ich stauche die Mitspieler nie zusammen.

#### Was haben Sie Haris Seferovic nach der roten Karte gegen Belgien gesagt?

Haris hat selber gemerkt, dass die Sache nicht sehr clever war. Der Trainer hat den Zwischenfall thematisiert. Überbewerten darf man ihn aber nicht. Das kann jedem passieren.

Viele Fussballer lassen sich ihr Leben von einem Spieleragenten organisieren. Yann Sommer dagegen legte immer Wert auf Selbstbestimmung. Bis zu seinem Transfer zu Borussia Mönchengladbach verzichtete er auf die Dienste eines Beraterbüros. Sein Vater Daniel Sommer wickelte die Geschäfte zusammen mit dem befreundeten Zürcher Anwalt Reto Arpagaus ab. Mittlerweile liegt das fussballerische Dossier von Yann Sommer bei Franco Moretti von der Agentur International Football Management in Winterthur. Doch Sommer ist weiterhin als erweitertes «Familienunternehmen» orga-



Sommer-Parade: gegen Bosnien-Herzegowina.

nisiert. Seine Mutter Monika erledigt die administrative Arbeit. Vater Daniel, früher selber Torhüter (beim FC Küssnacht in der 2. Liga), wirkt als Koordinator im Hintergrund und steht im Bedarfsfall mit technischem Rat zur Seite. Der Sportpsychologe Christian Marcolli, ein ehemaliger Spieler des FC Basel, liefert mentalen Support.

#### Gab es einen Auslöser dafür, dass Sie einen Mentaltrainer beizogen?

Nein, das ist Teil der Gesamtstrategie. Es ist für mich wichtig, dass ich neben meinen Eltern auch eine Bezugsperson mit etwas Abstand zu mir und zum Fussball habe. Christian Marcolli betrachtet alles aus einem anderen Blickwinkel. Er betreut auch Manager und CEOs von grossen Firmen.

#### Wo liegt der konkrete Nutzen dieses Sports?

Ich bespreche mit Christian wichtige Situationen und wegweisende Entscheidungen, so zum Beispiel den Wechsel nach Mönchengladbach oder jetzt die EM. Dafür muss man nicht nur körperlich bereit sein, sondern auch mental.

In der Schweizer Startformation gegen Belgien standen neun Spieler mit Migrationshintergrund. Die von Stephan Lichtsteiner angestossene Diskussion um «echte und andere Schweizer» sorgte vor Jahresfrist für grosses Echo. In der Öffentlichkeit wird das Thema noch immer diskutiert.

#### Wo liegt der Balkangraben?

In den Medien – nur in den Medien. Wir funktionieren als Gruppe hervorragend. Und sportlich wären wir ohne Spieler mit Migra-

tionshintergrund nie so weit gekommen. Ich persönlich finde es sehr spannend, mit Fussballern unterschiedlicher Wurzeln und Ursprünge zusammenzuspielen.

#### Verstehen Sie, dass Vladimir Petkovic in der Öffentlichkeit auf Skepsis stösst?

Absolut nicht. Herr Petkovic ist ein Trainer mit grosser Sozialkompetenz und einem ausgesprochenen Gefühl fürs Zwischenmenschliche. Er hört zu, geht auf die einzelnen Spieler ein und interessiert sich für seine Mitmenschen. Aber es gibt immer Leute, die etwas zu kritisieren haben.

Yann Sommer setzt die Tradition der Schweizer Weltklasse-Torhüter fort. Er besticht auch durch ein perfektes Image und mit einer Persönlichkeit, die dem Klischee des Fussballprofis widerspricht. Seine Hobbys sind nicht Gamen und Shoppen, sondern Kochen und Gitarrespielen. Dass er als Model für «Nivea for Men» wirbt, passt ins Bild. Auch seine weiteren persönlichen Sponsoren sind handverlesen: Breitling, Panasonic, Nike.

#### Für was würden Sie nicht werben?

Ich stehe nur für Produkte ein, mit denen ich mich identifizieren kann und die ich selber benutze.

#### In Interviews haben Sie verraten, dass Sie gerne den Rolling-Stones-Gitarristen Keith Richards treffen würden. Dieser ist nicht unbedingt ein Beispiel für einen blütenreinen Lebenswandel. Hätten Sie gemeinsame Themen?

Das weiss ich nicht. Aber sein Leben fasziniert mich, auch weil es sich so stark von unserem unterscheidet. Wie man als einfacher Junge aus den Midlands eine Weltkarriere macht und mit 72 noch voll im Geschäft ist, das beeindruckt mich. Erwarten Sie nicht, dass ich in diesem Alter noch im Tor stehe.

#### Hegen Sie Ambitionen als Musiker?

Nur als Hobby und zum Ausgleich. Ich spiele für mich und gelegentlich für meine Familie und Freunde.

Yann Sommers Karriere ist perfekt geplant. Seit dem vierten Lebensjahr steht er im Tor. «Als Yann in Herrliberg zum ersten Hallentraining ging, fragte der Trainer, wer ins Tor wolle. Er war der Einzige», erzählt sein Vater. Dass Yann schon mit neun Jahren zu Concordia Basel wechselte, hatte aber nichts mit der eigenen Karriereplanung zu tun, sondern mit dem Berufswechsel des Vaters. Daniel Sommer trat damals die Stelle als Verlagsleiter der *Basler Zeitung* an. Im Alter von fünfzehn Jahren stiess Yann zu den U-16-Junioren des FC Basel. Auf dem Weg zum Stammgoalie beim FCB holte er sich während dreier Saisons Spielpraxis beim FC Vaduz und bei den Grasshoppers. 2014 wechselte er zu Borussia Mönchengladbach.

### Kann man Erfolg planen?

Bedingt. Natürlich hat man eine Vorstellung von der idealen Karriere. Aber letztlich geht es darum, die richtigen Entscheidungen im richtigen Moment zu treffen. Als sich mir mit siebzehn die Möglichkeit des Wechsels nach Vaduz eröffnete, musste ich die Handelsschule abbrechen. Meine Eltern unterstützten mich dabei – obwohl es ihnen vermutlich nicht leichtfiel.

### Gab es nie Zweifel, ob Profi-Fussballer der richtige Beruf ist?

Nein. Aber, die Tür zurück blieb immer offen. Ich absolvierte beim FC Basel immerhin die Berufssportlehre mit eidgenössischem Diplom.

### Ihr Vertrag in Mönchengladbach läuft noch drei Jahre. Ihr Teamkollege Granit Xhaka wechselt für 45 Millionen Euro zu Arsenal London. Wann gehen Sie diesen Weg?

Borussia Mönchengladbach ist ein grossartiger Klub, und ich fühle mich dort sehr wohl. Ein Wechsel steht derzeit nicht zur Diskussion. Davon abgesehen, ist der Markt für Torhüter viel kleiner als für Feldspieler.

Yann Sommer wurde in Morges VD geboren. Die ersten Schritte auf dem Fussballplatz machte er an der Zürcher Goldküste – dann

zog er nach Basel. Wenn er spricht, tönt es eher nach Niederdorf und Sechseläuten als nach Rheinhafen und Barfüsserplatz. In seinem Pass steht unter Heimatort «Sumiswald BE». Das Familienwappen der Sommers hängt im dortigen Landgasthof «Bären».

### Ist Yann Sommer eigentlich ein Emmentaler?

Vom Pass her schon. Aber ich war schon lange nicht mehr in Sumiswald. Meine Eltern machen aber immer wieder eine Tour ins Emmental – und ein Stopp im «Bären» ist familiäre Pflicht.

### «Ich finde es spannend, mit Fussballern unterschiedlicher Wurzeln zusammenzuspielen.»

### Sie hätten auch Schwinger oder Hornusser werden können?

Nein. Dazu fehlen mir Kraft, Masse und Wucht.

### Wo ist für Sie Heimat?

Basel! Ich habe zwar auch Familie und Freunde in Zürich. Aber wenn ich von Zu Hause spreche, meine ich Basel.

Am Freitag trifft die Schweizer Nationalmannschaft im letzten Testspiel in Lugano auf

Moldawien. Am Montag disloziert sie nach Frankreich, wo sie ihre Zelte in Montpellier aufschlagen wird. Trainiert wird auf den Plätzen des Stade de la Mosson. Die Vorrundenspiele gegen Albanien (11. Juni), Rumänien (15. Juni) und Frankreich (19. Juni) finden in Lens, Paris und Lille statt.

### Was sagen Sie den Schweizern, die noch nicht in EM-Stimmung sind?

Ich denke, dass die Euphorie allmählich aufgenommen wird. In Genf beim Spiel gegen Belgien war die Stimmung hervorragend. Wer uns spielen gesehen hat, spürt, dass mit dieser Mannschaft etwas möglich ist. Wir können niemanden dazu zwingen, sich auf die EM zu freuen. Aber ich bin mir sicher, dass das Turnier ein grossartiges Ereignis wird. Frankreich ist eine stolze Fussball-Nation und wird einen perfekten Anlass organisieren.

### Angst vor Anschlägen haben Sie nicht?

Ich vertraue den Organisatoren. Und letztlich müssen wir uns auf jene Dinge konzentrieren, die wir selber beeinflussen können.

### Was machen Sie am 10. Juli?

Das ist der Tag des EM-Finals. Aber so weit denke ich nicht. Zuerst spielen wir gegen Albanien, alles andere kommt nachher. Aber wir gehen nicht nach Frankreich, um nach drei Spielen wieder abzureisen. ○



Es gibt nicht die Belegschaft.  
Es gibt nicht das KMU.

Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten per Telefon 058 277 18 00 oder auf [www.css.ch/unternehmen](http://www.css.ch/unternehmen). **Ganz persönlich.**



---

# Ein Königreich für eine Pointe

---

Ewiger Halbwüchsiger, Alleinunterhalter oder seriöser Politiker: Oskar Freysinger ist schwer zu fassen. Sicher ist nur, dass er mit seiner Methode aussergewöhnlichen Erfolg hat.

Von Wolfgang Koydl und Pedro Rodrigues (Bild)



«Der Mainstream führt uns in den Abgrund»: Walliser Staatsrat Freysinger in seinem Haus oberhalb von Sitten.

Kürzlich hat er wieder mal Staub aufgewirbelt mit einem Skandal. Genau genommen war es ja eher ein Skändälchen, aber wie so oft, wenn es um Oskar Freysinger geht, verschieben sich schnell mal die Massstäbe, und die Dimensionen werden ein wenig aufgebläht.

Anfang Mai war der SVP-Politiker in Moskau gewesen, zu den Feiern zum Jahrestag des Sieges im Zweiten Weltkrieg, wo ihm die Gastgeber ein schwarzgelbes Fähnchen ans Revers hefteten. Eigentlich ganz unverfänglich, geht das Sankt-Georgs-Band doch auf einen zaristischen Tapferkeitsorden zurück. Aber leider benutzen auch prorussische Nationalisten und Separatisten in der Ostukraine dieses Symbol, was es in westlichen Augen anrühlich macht.

«Woher hätte ich das denn wissen sollen», empört sich Freysinger und hebt entschuldigend die Arme in die Höhe. «Ich war das erste Mal in meinem Leben in Russland, und alle trugen sie diesen Anstecker.»

Das erinnert nicht zufällig an den Wirbel über die deutsche Reichskriegsflagge, die an der Decke seines Arbeitszimmers hing und deren Bedeutung er angeblich auch nicht kannte. «Es ist kein Keller», betont Freysinger mehrmals, nachdem man die steile Treppe hinunter in den mit Büchern, Papieren und CDs vollgestopften Raum gestiegen ist – als ob diese Bezeichnung der eigentliche Skandal gewesen sei. Die Fahne hängt noch – «und sie wird dort bis zu meinem Tod hängen», knurrt der Politiker. «Vielleicht verfüge ich testamentarisch, dass sie nie abgenommen wird.»

### «Die sind ja so blöd»

Seine Empörung wirkt zu einem guten Teil gespielt, denn man kann nicht sagen, dass ihm die Aufregung wirklich unangenehm wäre. Freysinger sitzt breit am Esstisch in seinem Haus oberhalb von Sitten und setzt ein Lächeln auf, das unschuldig aussehen soll, aber seine diebische Freude am Schabernack nicht verhehlen kann. Ehefrau Ghislaine hält sich diskret im Hintergrund, und Freysinger gibt zu, dass sie aufpasst, um ihn vor schlimmeren Dummheiten zu bewahren.

«Ich mime sehr oft einen Skandal, ich kann morgen einen grossen Skandal lostreten», prahlt er. «Ich schaffe die Illusion, dass ich eine rote Linie überschreite – und die Medien fallen jedes Mal darauf rein, die sind ja so blöd.»

Die Freude an der Provokation war schon immer ein wesentlicher Bestandteil des Freysinger-Prinzips – egal, ob er nun einen serbischen Nationalisten einstellte, sich für einen Werbespot an ein Lagerfeuer hockte und das Grillieren von «Grüezine» besang oder einen anzüglichen Vers schmiedete, der sich auf den Parteifreund Toni Bortoluzzi reimte.

Die Provokationslust hat ihm viele begeisterte Anhänger zugeführt, aber sie hat ihm auch Gegner geschaffen – nicht zuletzt in seiner eigenen Partei. Sogar SVP-Patriarch Christoph Blo-

cher tat sich anfangs schwer mit dem schillernen Rossschwanzträger. Vor den Wahlen zum Walliser Staatsrat vor drei Jahren hatte er ihm, dem Enfant terrible, vorausgesagt, dass er «sicher nicht gewählt werde, weil er – im guten Sinne – kein Staatsmann» sei. Aber nicht nur zum Erstaunen Blochers wählten ihn die Walliser dennoch – oder gerade deswegen. Seitdem versteht er das Amt des Vorstehers im Bildungs- und Sicherheitsdepartement so professionell und umsichtig, wie es ihm Feinde, aber auch Fans vermutlich nicht zugetraut hätten.

Für Überraschungen war Freysinger immer gut. «Ich habe im Wallis die SVP gegründet, obwohl die meisten das für aussichtslos hielten», zählt er auf. «Ich habe sie im Kanton von null zur drittstärksten Kraft gemacht, und ich habe sie in die Regierung geführt.» Er sagt es zwar nicht, aber es schwingen schon ein bisschen Stolz und Schadenfreude mit in der letzten Bemerkung. Denn anderswo rackert sich die SVP vergeblich ab, um ihre Vertreter in die Exekutive zu bringen.

Freysinger bezeichnet sich selbst als einen «Romantiker, der sich ins 21. Jahrhundert verirrt hat». Er schreibt Lyrik und Lieder, Romane und Theaterstücke – auf Französisch genauso gut wie auf Deutsch. «Chansons lieber auf

---

### Freysinger bezeichnet sich selbst als einen «Romantiker, der sich ins 21. Jahrhundert verirrt hat».

---

Französisch, Dialoge in Deutsch», sagt er. «Französisch suggeriert, Deutsch definiert.» Da spricht der Deutschlehrer aus ihm, der er bis zu seiner Wahl mit grosser Freude war.

Staunen, Begeigerungsfähigkeit und Spontaneität mögen dem 56-Jährigen in seinem alten Beruf genutzt haben – doch wie viel davon trägt ein Politiker? Bei einigen politischen Weggefährten und Gegnern hat ihm das den Ruf eines unzuverlässigen Hallodris eingetragen. Sein Walliser Landsmann Pascal Couchepin beispielsweise monierte einmal, dass Freysinger nie erwachsen geworden, im Grunde genommen, immer ein grosses Kind geblieben sei.

Christine Bussat wiederum hat ein anderes Bild von ihm gewonnen. Die Urheberin der beiden Pädophilen-Initiativen kennt Freysinger seit fünfzehn Jahren und hat mit ihm im Rahmen ihres «Marche Blanche» eng zusammengearbeitet. «Er ist absolut zuverlässig», lobt sie. «Er sagt, was er denkt.» Ist er ehrlich? «Ehrlich? Oh lala, er ist einer der ehrlichsten Menschen, die ich in der Politik kenne.»

Mit seiner Ehrlichkeit und Offenheit freilich spannt er sich häufig selber Fallstricke, über die er immer wieder stolpert. Jüngstes Beispiel: sein Moskau-Besuch, von dem er überschäumend vor Lob für Kremelchef Wladimir Putin heimkam. «Ich habe seine Reden gelesen», schwärmt er. «Ich lese die Presse über Putin, und ich lese

seine Reden. Das ist nicht miteinander vereinbar. Einer lügt.» Wer das ist, weiss Freysinger, denn: «Wenn es stimmt, was da in seinen Reden steht, ist Putin ein Staatsmann von ganz grosser Klasse. Obama hat das nicht geschafft.»

### Landesweit? Planetarisch!

Das klingt auch in den Ohren von Putin-Vorstehern recht dick aufgetragen, aber Freysinger kennt keine Berührungsängste, wenn es um umstrittene Politiker im Ausland geht: Mit dem Niederländer Geert Wilders ist er per du, er trat bei dem als rechtsextrem geltenden französischen Bloc identitaire auf, und er referierte vor der Alternative für Deutschland. Kein Wunder, dass er von einem Grossteil der politischen und veröffentlichten Meinung in der Schweiz zu den ganz harten Rechten in Europa gezählt wird.

Nicht, dass Freysinger solche Vorwürfe bekümmern würden, er hält sie eher für ein «Gütesiegel». «Wer heute vom Mainstream verteufelt wird, hat etwas zu sagen», sagt er. Er ist überzeugt davon, dass «uns der Mainstream in den Abgrund führt» – vor allem wegen des leichtsinnigen, fahrlässigen Umgangs mit dem Islam und der muslimischen Zuwanderung. Landesweit bekannt wurde er erstmals wegen seines Engagements für die Minarett-Initiative. Landesweit? «Planetarisch» sei er mit seinen Auftritten im arabischen Sender Al-Dschasira berühmt geworden, meint Freysinger – weshalb er sich bis heute in kein muslimisches Land mehr traut.

«Die abendländische Zivilisation mit ihrer Fusion aus klassischem Griechenland und Christentum ist etwas Einzigartiges», betont er. «Aber wir gefährden sie, weil wir zulassen, dass wir durch die Hintertür erobert werden.» In dieser Aussage steckt viel Wahres, aber Freysinger wäre nicht Freysinger, wenn er nicht schon wieder einen draufsetzen würde: «Die einzige Möglichkeit, wenn Europa überleben will, liegt in Putins drittem Weg», sagt er mit Hinweis auf die spezielle Spielart der Demokratie, wie sie in Moskau praktiziert wird. «In zwanzig Jahren werden wir froh sein, wenn uns russische Panzer retten.»

Da ist sie wieder, die diebische Freude am Schockieren. Aber schockiert er am Ende nur des Effektes wegen? Sieht er sich schlicht als Fuchs im Hühnerstall? Seine Augen leuchten auf. «Mein serbischer Freund hat mir einmal gesagt: «Alle deine Skandale drehen sich um das Wort, um etwas, was du gesagt hast, nicht um etwas, was du getan hast. Du würdest ein Königreich geben für eine Pointe.»»

Ja, er kann leben mit dieser Definition, keine Frage. Doch nun drängt er zum Aufbruch. Das Amt verlangt eine wichtige Tat von ihm: «Ich muss ein neues Gerichtsgebäude eröffnen», schmünzelt Freysinger. «Komplett – mit Rede und Band-Durchschneiden.» Irgendwie klingt es, als ob er am liebsten seine Gitarre mitnehmen wollte. ○

# Vagina 2.0

Schönheitschirurgische Eingriffe im Schambereich liegen bei Frauen im Trend. Warum nur? Ein Besuch in einer angesehenen Klinik in Luzern.

Von Claudia Schumacher und Gabi Vogt (Bilder)

Er tranchiert das Fleisch langsam. Blut läuft herunter, sickert in eine Mullbinde, die wie ein Tampon im Loch steckt. Schrumpelige und an den Rändern dunkelfarbige Reste aus Menschenfleisch bleiben übrig wie Schnittreste aus Stoff beim Modedesigner.

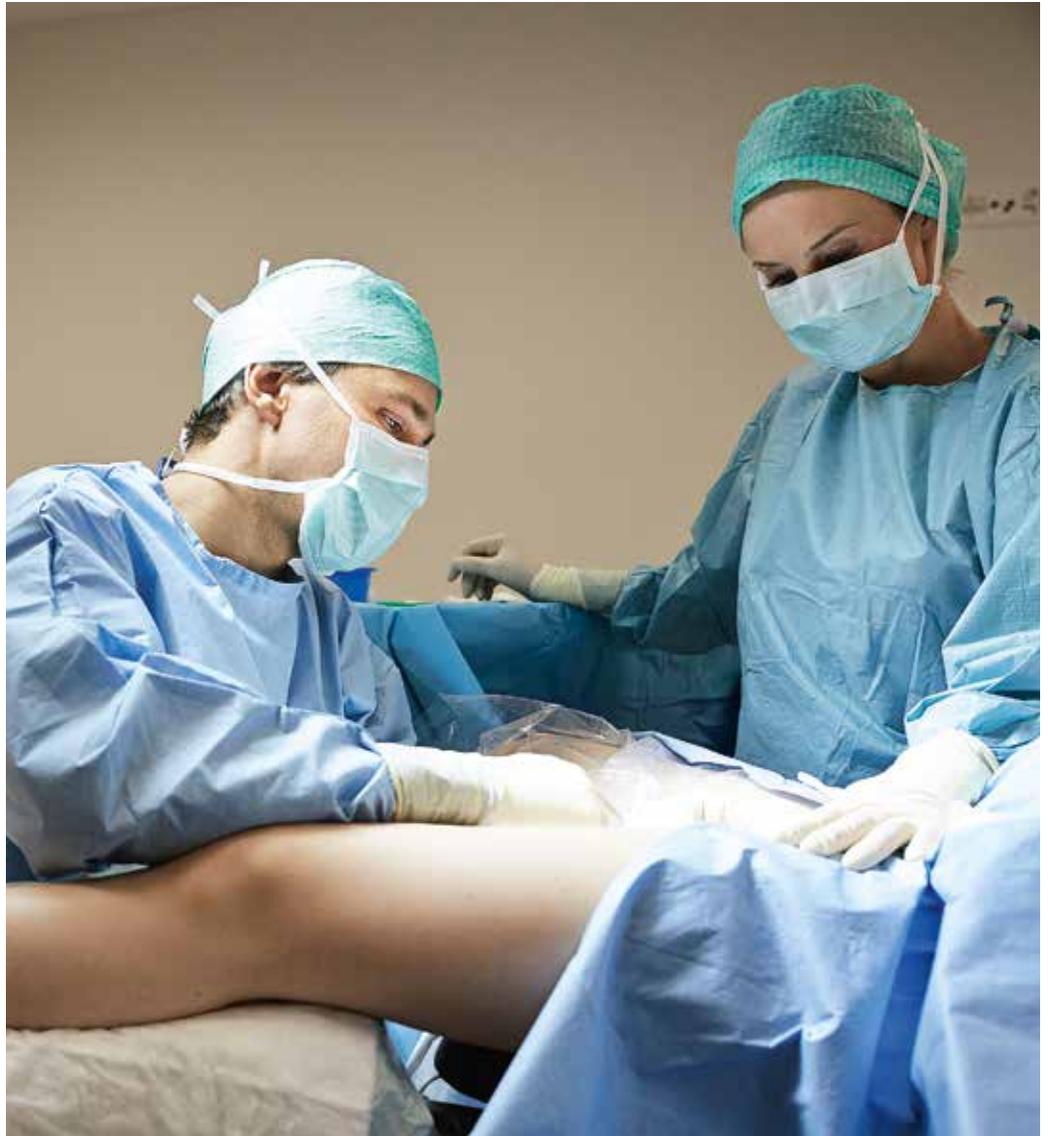
Wenige Momente zuvor hatte Sarah\*, 24, eine ganz normale Vulva. Jetzt landen rund zehn Quadratzentimeter ihrer Schamlippen im Müll, eingewickelt in eine Folie für menschlichen Abfall. Schönheitschirurg Dr. Jürg Häcki ist zufrieden. «Es ist wunderbar gelaufen», sagt er mit einem Lächeln und mit einfühlsamer Stimme zur halbawachen Patientin auf dem OP-Tisch, «schön sieht es aus.»

Sarah ist Studentin. Für den Eingriff zahlt sie 4500 Franken. Die Krankenkasse springt nur in Fällen ein, die sie für wirklich pathologisch hält. Bei Sarah ist das nicht der Fall. Über ihre Investition sagt sie: «Wenn es am Ende so aussieht, wie ich es mir vorstelle, war es ein Schnäppchen.» Die Chancen stehen gut. Ihr Schönheitschirurg weiss, was er tut.

Häcki ist eine Schweizer Koryphäe auf dem Gebiet der intimen Verschönerungen. Bei Sarah hat er die Schamlippen verkleinert und beim Vernähen gleichzeitig ihre Klitoris etwas nach unten gezogen. Netter Nebeneffekt: Durch Penetration wird Sarah nun leichter erregbar sein. Auf der Website seiner Klinik in Luzern veröffentlicht Häcki Vorher/Nachher-Bilder der Vaginen, die über seinen OP-Tisch gegangen sind. Auch Sarah fotografiert er im Schritt.

## Vorpubertäre Optik

Ein weiteres Körperteil hat es ins Problemzonen-Bewusstsein der Frau geschafft. Es klingt unheimlich, ist aber die Realität: Intim-OPs liegen im Trend. Erstaunlich ist dabei auch, dass es sich nicht um «vaginale Verjüngungen» an älteren Frauen handelt, die bereits mehrere Kinder geboren haben. Die gegenwärtige Entwicklung wird von den Jungen getragen, die sich eine Vagina nach neuen ästhetischen Vorstellungen wünschen. 2015 unterzogen sich in den USA 400 Mädchen mit achtzehn Jahren oder jünger einer Schönheits-OP im Schambereich. Das sind 80 Prozent mehr als im Vorjahr. Die hier erfasste Gesamtzahl ist nach wie vor klein, dürfte laut *New York Times* aber auch deutlich höher liegen: Eingriffe durch Gynäkologen sind in der Erhebung nicht berücksichtigt. Auch in Europa wird die kosmetische Genitalchirurgie immer beliebter. Gemäss einem Bericht von 2013 hat sich die Anzahl der Ein-



*Einmal klein und pink, bitte:* Schönheitschirurg Häcki beim Operieren.

griffe bei Mädchen und Frauen in Grossbritannien seit 2003 verfünffacht. Für die Schweiz gibt es keine Zahlen, Experten sprechen aber von einer wachsenden Nachfrage.

Früher waren die weiblichen Genitalien einmal hinter Schamhaar verborgen. Ein Haar, das die erwachsene Frau vom Kind unterschied. Mädchen freuten sich auf den ersten Flaum. Heute wird das Schamhaar abrasiert. Das, was darunter zum Vorschein kommt, sollte idealerweise präpubertär wirken: einmal klein und pink, bitte.

Chirurg Häcki wendet den sogenannten Keilschnitt an. Er verkürzt die Schamlippen nicht einfach der Länge nach und überlässt den Rand der Vernarbung. Er schneidet das Gewebe stattdessen in Form eines Keils heraus und vernäht

die Enden zu einer neuen Schamlippe – eine runde Sache ohne sichtbare Narben. Auch die Klitoris passt er ästhetisch ins neue Gesamtbild ein, indem er an ihrem Mantel überschüssige Haut entfernt. Gelernt hat Häcki die Technik von einem plastischen Chirurgen aus Los Angeles.

In Los Angeles leben schon seit längerem besonders viele Frauen, die sich die Vagina haben machen lassen. Sie heissen Sheila, Shannon oder auch Chrystal, und man kann ihre neuen, generalüberholten Vaginen auf Internetportalen wie Pornhub.com in Nahaufnahmen betrachten. Die Schamhaare sind weggelastert. Die äusseren Schamlippen wurden aufgespritzt – was praktisch ist für die Porno-Branche. So sieht die Frau untenrum immer schön ge-

schwollen aus, auch wenn der männliche Darsteller sie nicht wirklich erregt hat. Eine Schicht weiter innen folgen: getrimmte, rosafarbene Schamlippen. Das dunkelfarbige Ende der Lippen ist weggeschnitten, letzte Rückstände der nicht so hübschen Färbung sind mit aggressiven, hautunfreundlichen Mitteln optisch vollends hell gebleicht, Ton in Ton mit dem After. Die Klitoris ist stärker in die Sichtbarkeit gezogen. Alles in allem: ein aufgeräumtes Erscheinungsbild in einladenden Pastelltönen. Vollenendet am PC, dank Bildbearbeitungsprogrammen.

«Da wird ein krankes, neues Bedürfnis geschaffen, an dem sich manche Chirurgen eine goldene Nase verdienen», findet Dr. Thomas Eggimann, Gynäkologe mit Praxis und Generalsekretär von Gynécologie suisse. Er habe erst letzte Woche ein siebzehnjähriges Mädchen abgelehnt, das sich von ihm eine operative «Korrektur» seines Intimbereichs ins vorpubertäre Stadium gewünscht habe. «Geht's noch?», kommentiert der Arzt das Geschehen am Telefon, noch immer ein wenig empört. In manchen Fällen erachtet aber auch Eggimann operative Eingriffe an Vulven als sinnvoll. «Etwa wenn die Schamlippen so lang sind, dass es zu Einklemmungen beim Sport und beim Geschlechtsverkehr kommt.» Das könne etwa durch Schamlippen geschehen, die deutlich über vier Zentimeter vom Körper abstehen.

Die inneren Schamlippen haben die Funktion, den Scheideneingang vor Keimen und vor dem Austrocknen zu schützen. Sind sie nach den ästhetischen Verkürzungen in ihrer Funktion eingeschränkt? «Das nicht», sagt Eggimann. «Wenn ein operativer Eingriff sauber gemacht wurde, bleiben alle gesunden Funktionen voll erhalten. In der Schweiz ist das die Regel.» Welchen Sinn haben die dunkler pigmentierten Stellen der Vulva, die bei den Eingriffen weggeschnitten werden? «Keinen», so Eggimann. Sie seien vermutlich ein Relikt aus vormenschlichen Entwicklungsstufen und heute ohne Aufgabe. Fazit: Vom rein gesundheitlichen Standpunkt her betrachtet, sind Intimoperationen nicht sehr heikel.



Mysterium Frau: Dr. Jürg Häcki.

Sieht man jedoch bei einer solchen Operation zu, wird man das Gefühl nicht los, dass hier auf ungute Weise eine Grenze überschritten wird. Messer im Genitalbereich: Assoziationen an grausame Volksriten und Bestrafungen in Form von Beschneidung und Verstümmelung werden geweckt.

#### Aktionsangebot «Busenfreundin»

Gynäkologen bewerten den Intim-OP-Trend im Gegensatz zu den Schönheitschirurgen kritischer: als Spinnerei pubertärer Mädchen, die durch das Kursieren pornografischer Bilder auf dem Pausenplatz ein Gefühl von Unzulänglichkeit entwickeln, aus dem eine Obsession wird. «Wirklich abnorme Genitalien kommen bei Frauen sehr viel seltener vor, als Eingriffe stattfinden», so Eggimann.

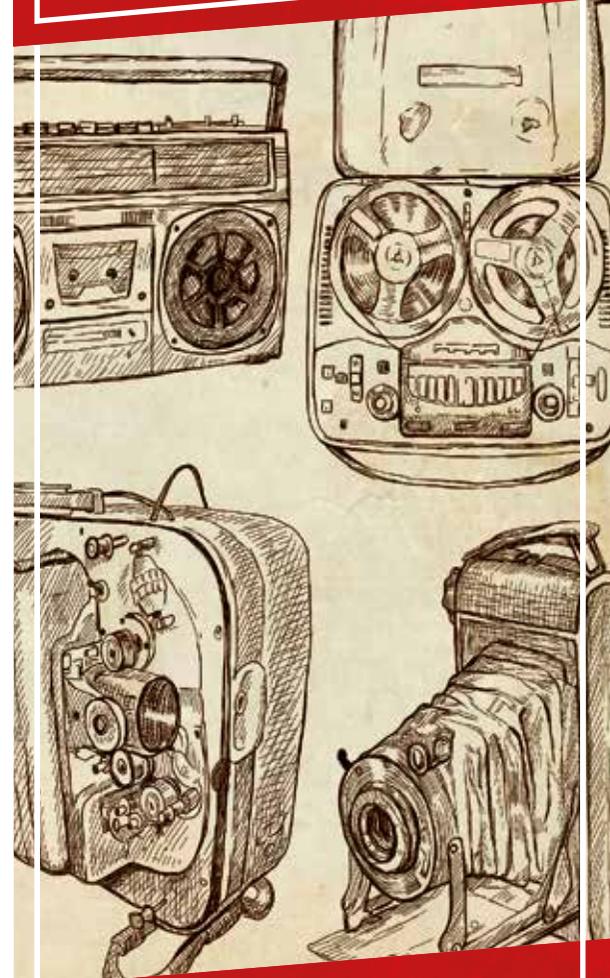
Dennoch geben die Frauen, die zu Häcki in die Schönheitsklinik kommen, meist gesundheitliche Gründe für den OP-Wunsch an. Viele haben es zuvor beim Gynäkologen und über die Krankenkasse versucht – dort ist es nötig, eine Krankengeschichte glaubwürdig zu erzählen. Vielleicht glaubt man diese irgendwann selbst. Und wer will schon ehrlich zugeben, aus reiner Eitelkeit den Schambereich operieren zu lassen? Häcki sagt, er habe insbesondere bei minderjährigen Patientinnen genauer nach und es sei ihm in diesen Fällen wichtig, dass körperliche Beschwerden vorliegen. «Von den letzten 600 Intimoperationen, die ich durchgeführt habe, fand ausserdem höchstens eine an einer Minderjährigen statt», so Häcki. Wenn die Eltern das Einverständnis geben und er das Kind als emotional stabil einschätze, spreche für ihn nichts gegen einen Eingriff. Häcki ist es wichtig, immer «wertneutral» zu bleiben. Er ist auch geschäftstüchtig. Derzeit bewirbt er sein Aktionsangebot «Busenfreundin»: Lassen sich zwei Freundinnen gemeinsam bei ihm die Brüste vergrössern, gibt es Rabatt.

Als Sarah die Genital-OP hinter sich hat, strahlt sie. Auch sie erzählt, dass sie früher beim Sport Beschwerden hatte. Was schwer vorstellbar ist, hat man ihre Vagina vor dem Eingriff gesehen: Die Schamlippen waren nicht kurz, aber auch nicht abartig lang. Ziemlich normal. Wollte der Partner die Verschönerung? Sarah verneint. Sie habe niemandem von ihrem Vorhaben erzählt. Dass es selten der Partner sei, der sich den Eingriff wünscht, sagt auch Häcki. «Bei Brustvergrösserungen ist das durchaus öfter der Fall», so der Chirurg. «Bei Eingriffen im Schambereich sind die Partner jedoch mitunter sogar eher dagegen.» Mysterium Frau.

Die Vagina, mit der Sarah nach Hause geht, ist selbst im noch wunden Zustand bereits straffer, besser geformt und farblich ansprechender, als sie es vorher war. Eine hübsche Vagina, das muss man ihr lassen.

\* Name geändert

FÜR IT-SPEZIALISTEN, DIE «UP TO DATE» SIND



DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

itjobs.CH  
KARRIERE AUF SICHER

WWW.ITJOBS.CH



«Ich will nicht zu tief in mir wühlen»: Donald Trump, 1987.

## «Sei ein Killer»

Rebellenjahre in Manhattan, Drill bei den Militärkadetten, Drogentod des Bruders: Biograf Michael d'Antonio stöbert in Donald Trumps frühen Jahren und bringt uns den Menschen näher, der an die genetische Überlegenheit seiner Familie glaubt. Und er bestätigt, «ja, Donald hat ein Herz». *Von Urs Gehriger*

«Sein erster Kuss» war Donald Trumps einziges Tabuthema, sonst dürfe man ihn alles fragen. Und so hat Michael D'Antonio vor fünf Jahren begonnen, eine Biografie des schillernen Immobilienmoguls und TV-Zampanos zu schreiben. Niemand hätte damals gedacht, dass sein Sujet dereinst republikanischer Präsidentschaftskandidat werden und als solcher gleichsam Panikschübe und Begeisterungstürme auslösen würde. D'Antonio, Pulitzerpreisträger, interviewte die wichtigsten Mitglieder des Trump-Clans sowie zahlreiche Weggefährten und warf den Blick weit zurück in Donald Trumps Jugend. Highlights allerdings waren die Sitzungen mit dem Tycoon persönlich. Immer wieder wand er sich, wenn D'Antonio versuchte, einen Blick in seine Seele zu werfen. Dennoch schälte er Trumps Hüllen, eine nach der andern. Nach fünf Treffen brach Trump den Kontakt ab, weil D'Antonio eine Quelle kontaktiert hatte,

die Trump nicht passte. Entstanden ist eine Biografie mit dem Titel «Never Enough», unautorisiert, von der US-Presse gelobt als «bewundernswerte aufrichtig, fair» (*New York Times*). Am 14. Juni – zu Trumps 70. Geburtstag – kommt sie auf Deutsch auf den Markt.

**Eine Mauer an der Grenze zu Mexiko, ein Einreiseverbot für Muslime, die Aufkündigung von Obamacare – Herr D'Antonio, ist es Donald Trump ernst mit dem, was er sagt?**

Er meint es ernst, wenn es darum geht, seine Einschaltquoten zu erhöhen, sich ins Gespräch zu bringen und Leute aufzustacheln. Ich glaube, er hat noch in keiner Weise über die Konsequenzen seiner Ankündigungen nachgedacht und darüber, wie er diese umsetzen würde. Für ihn ist alles ein Deal, politische Positionen sind Verhandlungsmasse.

**Er verspricht, den Islamischen Staat auszulöschen. Gleichzeitig gelobt er, keine Trup-**

**pen nach Syrien zu schicken. Ein ziemlicher Widerspruch. Sagt Trump das alles, um gewählt zu werden?**

Ja, das tut er. Er ist in erster Linie ein Verkäufer. Das Produkt, das er anpreist, ist er selbst. Bereits als Bau-Tycoon und TV-Star war sein Ziel: «Mehre deinen Erfolg und dominiere die Medien.» In der Politik preist er sein Ego in einer neuen Arena an, aber die Methode ist dieselbe. Total verrückte Sachen sagen, die Urinstinkte der menschlichen Psyche ansprechen und gewinnen.

**Sie haben mit Trump und zahlreichen Familienmitgliedern gesprochen. Was treibt Donald Trump an?**

Ich habe diese Schlüsselfrage Ivana, seiner ersten Frau, gestellt.

**Was hat sie geantwortet?**

«Er will Aufmerksamkeit um jeden Preis.» Sie verglich ihn mit einem kleinen Jungen. Sie vermutete, dass er in einem kritischen

Punkt in seinem frühen Leben verletzt worden war und seither diese Verletzung zu kompensieren versucht.

**Aber sie war sich dessen nicht sicher?**

Nein, am Ende des Gesprächs hat sie mich unterbrochen und sagte: «Ich habe nachgedacht, ehrlich gesagt, habe ich keine Ahnung, was ihn antreibt.»

**Nähern wir uns dem Phänomen Trump von dessen markanten Eigenschaften her. Da ist einmal die grobe Sprache, die viele schockiert und andere amüsiert. Woher kommt sie?**

Ich denke, er identifiziert sich mit harten, mafiosen Typen und ihrem altmodischen Gebaren, das von Drohungen und Einschüchterungsversuchen geprägt ist. Einige Leute sagen, die Sprache komme von der Bauindustrie, die in Manhattan während vieler Jahre vom Mob dominiert worden war.

**Trump wird in wenigen Tagen siebzig, aber seine Körperhaltung ist noch immer militärisch aufrecht und angespannt wie die eines Boxers. Er redet auch dauernd so, als stünde er im Krieg. Woher kommt sein kämpferisches Gebaren?**

Vater Trump hat all seine Kinder zur Härte erzogen. «Sei ein Killer», bläute er ihnen ein. Gleichzeitig fuhr er sie in der Limousine, um Zeitungen auszutragen, wenn es regnete. «Du bist ein König», sagte Vater Fred zu Donald. Ich habe vor wenigen Tagen mit jemandem gesprochen, der mit Donald die Militärschule besuchte hatte. Wir haben darüber gesprochen, wie stark Trump sowohl die physische Haltung als auch die Weltsicht übernommen hat, die in der Militärschule gelehrt wurden. Diese verrückte Idee zum Beispiel, das Leben sei ein konstanter Kampf. Sie klingt absurd aus dem Mund einer Person, die von der Wiege an Luxus in einem Ausmass genossen hat, von dem Normalsterbliche nur träumen können.

**Trumps Schwester Maryanne beschreibt den jungen Donald als «extrem rebellisch». In Ihrem Buch schildern Sie eine Szene, in der Donald im Alter von dreizehn Jahren mit der U-Bahn nach Manhattan fährt und sich eine Sammlung von Schnappmessern besorgt, offenbar inspiriert vom Musical «West Side Story».**

Donalds Lehrer beklagten sich bei Vater Fred. Er musste eingestehen, dass ihm die Kontrolle über Donald entglitten war, und so schickte er ihn an die New York Military Academy, wo er von einem Instruktor namens Ted Dobias gedrillt wurde.

**Wie stark hat Dobias Trumps Charakter geprägt?**

Dobias war ein Ersatzvater für Trump. Ich habe ihn getroffen. Er ist ein sehr leidenschaftlicher Mensch und zeigte offenbar

mehr Zuneigung für den Jungen als sein eigener Vater. Dobias hatte im Zweiten Weltkrieg in Italien gekämpft und die Leiche von Mussolini gesehen. Für Donald Trump wurde er zum grossen Vorbild.

**Wie schildert Dobias den jungen Trump?**

Bereits damals als Kadett sei er extrem manipulativ gewesen. Und extrem ehrgeizig, sich vom Rest abzuheben. Er habe sich allem gefügt, was verlangt wurde, um an die Spitze aufzusteigen. Er habe sich extrem gehorsam

---

**«Bei all seinem Rebellentum und Narzissmus ist Trump sehr loyal hinsichtlich der Konventionen.»**

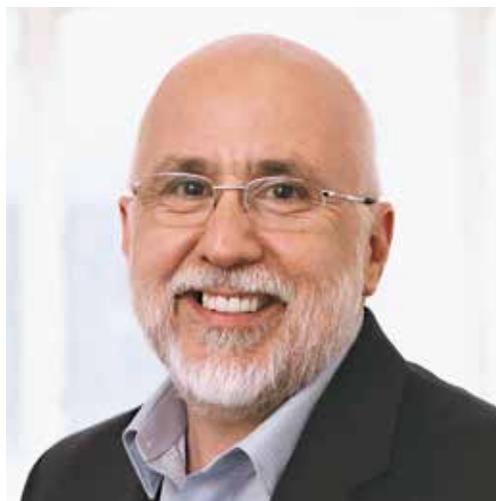
---

gezeigt gegenüber höheren Offizieren, aber gleichzeitig auch konstant Aggression ausgestrahlt. Es ist verrückt, bei all seinem Rebellentum und seinem Narzissmus ist Donald Trump sehr loyal hinsichtlich der Konventionen, Traditionen oder hierarchischen Machtstrukturen. Ich denke, sein idealer Präsident war Richard Nixon. Trump war extrem irritiert von der Protestkultur der sechziger Jahre. Er lehnte jegliche Kritik an der amerikanischen Führung ab. Deshalb stört er sich so stark an Obama und seinem Internationalismus.

**Auch gegenüber Bushs Präsidentschaft zeigt Trump keinen Respekt.**

Die Bushs, insbesondere Bush senior, der Chef der CIA war, sehen Amerika als Teil einer vernetzten Welt. Sie sind viel differenzierter in ihrer Vorstellung von Geopolitik, als Trump es ist. Trump hat die Welt nur aus der Sicht des Geschäftsmanns erlebt. Er ist nicht interessiert an anderen Kulturen oder an Geschichte. Er denkt, er habe alle notwendigen Talente, die es braucht, um das Land zu führen, und er fühlt sich allen überlegen.

**In seiner Reality-Show «The Apprentice» spielte Trump den knüppelharten Juror. Legendar ist sein Spruch, mit dem er Kandi-**



«Unterhaltsamer Typ»: Autor d'Antonio.

**daten in die Wüste schickte: «You're fired!» Ist dies der wahre Trump, Spielleiter und Richter in einer Person?**

Sein Sohn Don junior sagte mir: «Wir glauben an die Rennpferdtheorie. Eine gute Zucht produziert gute Qualität.»

**Was meint er damit?**

Donald und, so vermute ich, seine ganze Familie sehen die genetische Disposition als entscheidenden Faktor. Sie denken, wenn sich ein Menschenpaar mit exquisiten Genen vereint, komme das beste Kind dabei heraus. Elitäres Denken durchdringt Trumps ganzes Leben. Das physische Erscheinungsbild von Menschen in seiner Umgebung ist ihm sehr wichtig. Trump will sich mit schönen Männern und Frauen umgeben – besonders mit schönen Frauen. Für ihn ist dies ein Ausdruck von Überlegenheit. Er denkt, äussere Schönheit widerspiegeln innere Qualitäten. Deshalb kann er es nicht ertragen, wenn Männer eine Glatze bekommen. Trump erwartet, dass sich seine Entourage gesund, elegant und frisch präsentiert. Ich weiss, dass viele Leute in seinem Umfeld versuchen, abzunehmen.

**Bruder Freddy hatte denselben Vater und dieselbe Mutter wie Donald, scheiterte aber am Leben und starb als Alkoholiker mit 42. Wie passt seine Tragödie zur Rennpferdtheorie?**

Nicht jedes Fohlen eines Champions wird ein Champion. Einen Fehler kann man immer als Pech erklären. Die Vorstellung, dass Fred junior eine gewisse Härte fehlte, ist etwas, worüber Donald oft gesprochen hat.

**Donald sagte: «Freddy war einfach kein Killer.»**

Aber er sagte auch, dass Freddy gut angesehen habe und eine grossartige Persönlichkeit gewesen sei. Das ist sehr interessant. Es gibt einen grossen Unterschied zwischen der Persönlichkeit und dem Charakter eines Menschen. Trump spricht nicht über Charakter. Charakter entsteht aus ethischen Werten. Und Charakter erfordert Selbstreflexion und Bescheidenheit. Persönlichkeit hingegen ist, was man der Welt präsentiert, es ist oberflächliches Verhalten.

**Welchen Einfluss hatte Freddys Tod auf Donald?**

Er lieferte ihm den Beweis, dass nette Typen als Verlierer enden. Freddy war ein netter Kerl. Aber er war nicht gemacht für den Wettbewerb und die Leitung des Familienbusiness. Sein Untergang lehrte Donald: «Du sollst keine Verletzlichkeit zeigen und immer auf der Hut sein, zu hundert Prozent.»

**Donalds Auftreten erinnert bisweilen an Ludwig XIV., den «Sonnenkönig», der sich über allen und allem wähnte und niemandem vertraute. Wem vertraut Trump?**

Das ist eine sehr wichtige Frage. Ich denke, er vertraut einzig seinen Kindern, besonders seiner Tochter Ivanka. >>>



«Du bist ein König»: Donald Trump (2. v. l.) mit Jugendfreunden, 1958.



Instruktor als Ersatzvater: Trump (M.) in der Militäarakademie, 1964.

### Hat er Freunde?

Ich könnte keine Person nennen, die ein echter Freund wäre. Er pflegt Bekanntschaften. Freundschaften setzen eine Offenheit und damit eine Verletzlichkeit voraus. Dazu ist Trump nicht bereit. Möglicherweise vertraut er seiner Frau Melania, aber seinen zwei ehemaligen Frauen hat er nicht vertraut. Er findet Frauen nicht vertrauenswürdig, er misstraut Menschen generell.

**Trump sagte Ihnen: «In den allermeisten Fällen kann man Menschen nicht respektieren, weil die meisten Leute keinen Respekt verdienen.»**

Man muss Trump ja Respekt zollen für seine Offenheit. Er sagt, was er denkt, gut oder schlecht.

**In seiner TV-Show sagte er: «Die Welt ist ein Dschungel. Wir sind schlimmer als Löwen.»**

Ich wünsche mir oft, ich hätte ihn gefragt: «Warum glauben Sie eigentlich, dass Sie sich in einem permanenten Kampf befinden, während die meisten anderen Menschen dieses Gefühl überhaupt nicht kennen?» Ich vermute, er kreierte dauernd Konflikte, damit er sich selbst beweisen kann, dass seine Weltsicht vom permanenten Kampf richtig ist. Und dass man keinen anderen Menschen trauen kann.

**Sie haben mit Trumps Exfrauen und auch mit seiner jetzigen Gattin gesprochen. Was haben Ivana, Marla und Melania gemeinsam, das uns etwas über Trumps Charakter verraten könnte?**

Melania und Marla sind gemäss gängigen Schönheitsidealen bildhübsche Frauen. Marla war eine *beach beauty*, ein Bikini-modell: blondes Haar, blaue Augen und eine sehr kurvige Figur. Das entsprach Donalds Wunsch nach einer Partnerin, die ihn als Statussymbol an seiner Seite begleitet. Dasselbe trifft auf Melania zu, obwohl sie eher aus der hochklassigen Mode- und Modelwelt stammt.

**Welche Rolle spielen die Ehefrauen in Donalds Welt?**

Sie sind vor allem wichtig als Dekoration. Das ist ein hartes Urteil. Sie glauben nicht, dass er in seinen Frauen tiefere menschliche Werte sieht und schätzt?

Trump ist ein menschliches Wesen, und ich habe Empathie für Trump als Menschen. Deshalb hoffe ich, dass es tiefere Gefühle gibt in seiner Ehe als diejenigen, die nach aussen dringen. Das wohl bedeutungsvollste Verhältnis hatte Donald mit Ivana. Die gebürtige Tschechoslowakin war die dynamischste und

**«Ich glaube nicht, dass ihn Macht als Gestaltungsmittel interessiert. Ihm geht es um den Erwerb von Macht.»**

engagierteste seiner Frauen, und sie war auch stärker beteiligt an seinen Geschäften als ihre Nachfolgerinnen. Ihr Durchsetzungsvermögen mag ihm zu viel geworden sein.

**Ivana ist, wie Donald, eine gute Selbstdarstellerin. Auch sie scheint es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen. So behauptet sie, 1972 an der Olympiade von Sapporo in der Skiabfahrt auf Rang sieben gefahren zu sein. Rang sieben belegte aber die Schweizerin Bernadette Zurbriggen. Haben Sie Ivana darauf angesprochen?**

Ich habe sie darauf angesprochen, und sie insistierte, dass sie die Wahrheit gesagt habe.

**Aber in Sapporo war gar kein tschechoslowakisches Abfahrtsteam vertreten.**

Ich weiss, ich fragte auch ihren Sohn Donald John junior danach. Auch er beharrte darauf, die Geschichte sei wahr. Einmal musste sich Ivana sogar vor Gericht deswegen verantworten. Dort mag man vielleicht die Sache geklärt haben, aber die Olympia-Anekdote ist nun wieder Teil der Familiensaga. Was sehr seltsam ist daran: Ivana strahlt eine derartige Selbstsicherheit aus, dass man als Interviewer ein schlechtes Gewissen bekommt, sie danach zu fragen.

**Die Mehrheit der Amerikanerinnen will Trump gemäss Umfragen die Stimme ver-**

**weigern. Doch in jüngeren Jahren stand er bei Frauen hoch im Kurs. Bereits an der Militäarakademie wurde er zum ladies' man gewählt. 1986 figurierte er im Playgirl-Magazin in den Top Ten der sexiest men Amerikas, zusammen mit Bruce Willis. Was macht Trump in den Augen vieler Frauen so attraktiv?**

Geld und Macht. Diese beiden Faktoren wirken traditionell anziehend auf viele Frauen. Als er jung war, in der Tat bis zum Alter von fünfzig Jahren, sah er ziemlich hübsch aus. Noch heute, mit siebzig, ist er von dynamischer Vitalität. Gross und stattlich, versprüht er den Duft des Erfolgs und weiss sich bisweilen auch galant zu benehmen.

**Er hat ein Milliardenvermögen, schöne Frauen, tolle Kinder. Warum will er eigentlich Präsident werden?**

Macht, das ist die naheliegende Antwort. Aber ich glaube nicht, dass ihn Macht als Gestaltungsmittel wirklich interessiert, es geht ihm primär um den Erwerb von Macht. Er will von den Leuten bestätigt und ins Oval Office getragen werden. Sein Interesse an der Präsidentschaft wird schwinden, sobald er sie bekommen hat.

**Ähnlich einem verwöhnten Jungen, der das ersehnte Weihnachtsgeschenk desinteressiert liegen lässt, sobald er es aus der Verpackung gerissen hat?**

Präzis. Es hat immer solche Leute gegeben. Aber wenn ich an andere Leute mit demselben demagogischen Stil denke, sehe ich sie im Kontext eines grösseren Projekts. Mussolini zum Beispiel wollte, dass die Züge pünktlich fahren. Dabei hatte er die Modernisierung des italienischen Nationalstaats im Sinn. Ich denke nicht, dass Trump ein ausgeprägtes, konkretes Projekt im Visier hat. Er denkt, Inspiration sei ein Ziel für sich selbst. Und vielleicht werden ja magische Dinge passieren, wenn die Leute einmal inspiriert sind. Es ist fast wie ein religiöser Glaube an die Macht des positiven Denkens, diejenige Theologie, zu der Trump erzogen wurde.



**Rennpferdtheorie:** Robert, Elizabeth, Freddy, Donald, Maryanne (v. l.).



**«Nette Typen enden als Verlierer»:** mit Vater Fred, 1980er Jahre.

**Sie sprechen von Reverend Norman Vincent Peale, dem Familienpfarrer der Trumps, und seinem Buch «The Power of Positive Thinking»?**

Trump sagte mir, das Buch habe ihn stark beeinflusst. Sonst habe er kaum ein Buch gelesen. Peale hat Donalds Impuls bestätigt, Reichtum und Popularität anzuhäufen. Peale vertritt die Auffassung, materieller Erfolg widerspiegeln spirituellen Erfolg, sogar spirituelle Überlegenheit. Peale hat ein Mantra der positiven Selbstbestätigung geprägt, das wie eine Selbsthypnose wirkt. Wiederholt man das Mantra immer wieder, so Peales Überzeugung, mache es aus einer Person einen robusteren, erfolgreicher Menschen.

**Hat Trump Ihnen gegenüber irgendeine Art des Selbstzweifels gezeigt?**

Man muss ihn extrem drängen, und selbst dann zeigt er eine gekünstelte Art der

Intimität. Während unseres Gesprächs fragte er mich einmal sinnierend: «Kennen Sie den Song «Is That All There Is?» von Peggy Lee?» Wie die Sängerin im Hit der sechziger Jahre fragte er sich, von Erfolg zu Erfolg eilend, bisweilen: «War das schon alles?» Das klang wie ein einstudiertes Statement. Trump ist so beschäftigt mit seiner Performance, dass nichts, was er über sich sagt, als aufrichtig bezeichnet werden kann.

**Er sagte Ihnen auch: «Ich will nicht zu tief in mir wühlen, denn ich fürchte, ich würde nicht mögen, was ich zu sehen bekäme.»**

Ich denke, da war er ehrlich. Er klemmt jede Diskussion über seine Person ab. Eine andere Methode, von seinem Innenleben abzulenken, ist, so viele extreme Dinge wie möglich zu sagen und so schnell draufloszureden, dass man ihn nicht behaften kann.

**Hat er ein Empathie-Gen?**

Im direkten Gespräch, in einem bestimmten Moment, kann er einer Person gegenüber Empathie zeigen. Ich war vor unseren Treffen sehr ambivalent. Aber dann hat es Spaß gemacht mit ihm, er ist ein unterhaltsamer Typ. Am Schluss mochte ich ihn besser als zuvor. Ich denke, dass ihm Regungen des Herzens Angst machen.

**Hat es Momente gegeben in seiner Karriere, in denen er sein Herz ausgeschüttet hat?**

Ja, dazu gibt es eine schöne Anekdote. In den siebziger Jahren hatte er einen Fahrer angeheuert, einen Afroamerikaner, der seinen Job bei der Polizei im Zuge eines Stellenkürzungsprogramms verloren hatte. Donald war sehr gut zu ihm. Als dessen Frau eine schwierige Schwangerschaft durchlief, bezahlte Donald ihre Pflege. Und als das Baby auf die Welt kam, besuchte Donald sie im Spital mit einem Autositz.

**Haben Sie mit dem Fahrer gesprochen?**

Ja. Trump wusste nichts davon. Es hat mich viel Zeit gekostet, diesen zu finden. Er hatte seit langem keinen Kontakt mehr zu Trump und erzählte mir diese Geschichte von seiner Frau spontan während unseres Gesprächs. Die Geschichte ereignete sich, als Donald jung war, bevor er seinen Reichtum schaffte und seine eigene TV-Show hatte. Ich vermute, dass er damals noch mehr Emotionen zeigte als später, als er zur nationalen Celebrity wurde.

**Hat Hillary Clinton Ihr Buch gelesen?**

Ich weiss, dass Leute in ihrem Wahlkampfteam es gelesen haben.

**Welchen Ratschlag würden Sie ihr für das Duell gegen Trump mit auf den Weg geben?**

Wer zu stark auf Trumps Attacken reagiert, verliert. Deshalb: «Ignoriere seine Angriffe. Bleibe dauernd in der Offensive.» So kann man Trump aus dem Gleichgewicht bringen.



**«Er vertraut einzig seinen Kindern»:** mit Tochter Ivanka, 2015.

Michael D'Antonio: Die Wahrheit über Donald Trump. Econ. 544 S., Fr. 35.90. Erscheint am 14. Juni

# Rote Nacht in Paris

Die «Nuit debout»-Bewegung lähmt Frankreich vor der Fussball-EM. Ihr Vordenker Frédéric Lordon will das Land mit Alexandrinern und Spinozas Erkenntnistheorie in den Aufstand führen. Von Jürg Altwegg

Vorhang auf: «Meine Herren, Ihre Hoheit, der Präsident der Französischen Republik.» Seine Besucher sind die Banker, die ihre Banken an den Rand des Ruins geführt haben. Der Staat muss sie retten – mit den bekannten Folgen: Die Verschuldung steigt ins Unermessliche, für das Volk bleibt nur das hysterische Sparen. Das Stück «D'un retournement l'autre» geht über vier Akte, geschrieben ist es in der Sprache Racines, des französischen Klassikers par excellence: Der Präsident und seine Besucher reden in Alexandrinern.

Frédéric Lordon, der nie zuvor für das Theater geschrieben hat, bezeichnet sein Stück als «ernsthafte Komödie». Seit der Uraufführung

nen, auf denen seine Kapitalismuskritik basiert: die Euphorie des Unternehmers, die Erregung des Traders, der Rausch des hohen Gehalts, der Spieltrieb an der Börse. Der Wahn des ganzen Systems. Lordon ist beim staatlichen Forschungsriesen CNRS angestellt und hat innerhalb eines Jahrzehnts ein gutes Dutzend Bücher veröffentlicht: «Kapitalismus, Lust und Knechtschaft», «Die Fälschung» – über den Euro – oder auch «Nur Griechen gibt man den Gnadenschuss». Zum Teil erschienen sie bei Raisons d'Agir, dem Verlag, der von Pierre Bourdieu begründet worden war, dem Soziologen der «feinen Unterschiede» und des Klassenkampfes im Bildungswesen. Ins Deutsche übersetzt wurde bislang keines.

Leichter verständlich sind die Artikel in *Le Monde diplomatique*. «La pompe à phynances» ist das Blog überschrieben, eine Hommage an Alfred Jarrys Grotteske «König Ubu», der das

---

«Wir sind nicht jedermanns Freund, wir bringen nicht den Frieden.»

---

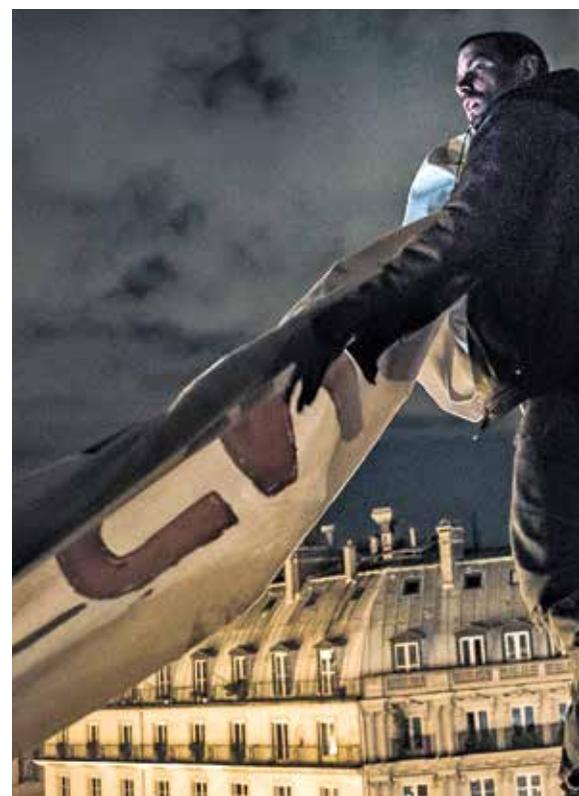
Volk mit Geld zuschiesst. Syriza und Podemos bezichtigt Lordon der Kollaboration. Europa sei «von der Verfassung her ultraliberal» und stehe unter «deutscher Dominanz». Die Wirtschaftsbeschlüsse würden ohne demokratische Grundlage erlassen. Der Euro muss weg, die Sparpolitik bringt den Patienten ums Leben.

Seine Kollegen tituliert Lordon gerne als «Halunken». Als «intellektuelles und politisches Täuschungsmanöver» verspottete er Thomas Pikettys Werk «Das Kapital im 21. Jahrhundert». Von der Entfremdung, vom Klassenkampf und von Marx habe der Autor «nichts begriffen»: «Das Kapital hat nichts zu befürchten.»

Am vergangenen 30. März sprach Frédéric Lordon in der besetzten Universität Tolbiac zu 1300 elektrisierten Studenten. Sie protestierten gegen das neue Arbeitsrecht, die «Loi Khomri». Gebannt lauschten sie seinen Worten und Phrasen: «Wer etwas fordert, befindet sich bereits in der Unterwerfung», denn er anerkenne eine überlegene Instanz und Autorität. Er sprach sich für den Generalstreik aus und die Fusion aller «lokalen Kämpfe», der Studenten und Bahnarbeiter, der Beamten und Professoren, die von «der Macht» herausgefordert worden seien. Mehrfach bedankte er sich – nur scheinbar ironisch – bei der Regierung für die Einmütigkeit, die sie dem bislang



Den Traum von Robespierre träumen: Lordon.



Neue Zeitrechnung: «Nuit debout» in Paris.

verzettelten Protest beschere: «Merci, Valls!», «Merci, Hollande!». Er schloss mit dem Aufruf: «Bringen wir ihnen die Katastrophe.» Zu Hunderten zogen sie auf die Place de la République. Es war die erste «Nuit debout», die Nacht der Wachen und Aufrechten.

Am Tag danach – im Anschluss an die Demos der Schüler mit Hunderttausenden von Teilnehmern – kamen Tausende. Pflastersteine wurden ausgerissen, um einen Gemüsegarten

An advertisement for Lindt Batons Kirsch. It features the Lindt logo at the top, followed by the text «BATONS KIRSCH KIRSCHSTENGELI». Below this is the slogan «Damit stehen Ihre Aktien bei ihm gut.» in large, bold, orange letters. At the bottom, there is a close-up image of a single Lindt Kirsch baton candy.

2011 kommt das Werk immer wieder auf die Bühne. Es wurde verfilmt und liegt als Taschenbuch vor.

«Ich wollte ein *winner* werden»

Sein Autor entstammt der Oberschicht, die er inzwischen für eine Oligarchie hält. Lordon wurde 1963 als Sohn eines Unternehmers geboren. Er besuchte die Eliteschulen des Landes und studierte Ökonomie: «Ich wollte ein *winner* werden und viel, viel Geld verdienen.» Damals wählte er rechts.

Später schlug er «den Weg der Bücher» ein. Lordon absolvierte ein Zweitstudium in Philosophie. Bei Spinoza fand er die Grundlagen für eine Theorie der Leidenschaften und Emotio-



Auch eine neue Zeitrechnung hat man eingeführt: Als einen Monat nach der Ouvertüre in Tolbiac das «Orchestre debout» – 300 Musiker, 150 Sänger – auf dem Platz der Republik Beethovens «Ode an die Freude» und den Sklavenchor aus Verdis «Nabucco» anstimmte, schrieb man den 60. März. Im Kulturzentrum Beaubourg wurde im Rahmen des Festivals «Kunst der Revolte» eine temporäre «Bibliothek der Bürger» eröffnet, in der Zeitgenossen das Buch präsentieren, das ihre «Lust auf die Revolte» ausgelöst hat. Tausend verschiedene Titel kamen zusammen, die Initiatorin nennt die Sammlung «Les Anarchives de la révolte».

Und wie im Mai 68 wurde das Théâtre de l'Odéon besetzt. Bei der Comédie-Française fielen Vorstellungen wegen des Kampfes der «kulturellen Freiberufler» für ihre Arbeitslosenschädigung aus. Am Wochenende streikten die städtischen Bibliotheken. Ableger der «Nuit debout» gibt es im ganzen Land.

Als ihren «Meisterdenker porträtierte *Le Monde* Frédéric Lordon – der ein Interview mit dem Hinweis auf die redaktionelle Ausrichtung verweigerte. *Libération*, die ebenfalls keinen Termin bekam, beschreibt seine Rhetorik als «ideologischen Faustschlag»: «Er predigt den Aufstand gegen das System. Aber diskutiert wird nicht. Man erschlägt den Gegner und setzt ihn ausser Gefecht.»

Genau das geschah mit dem Philosophen Alain Finkielkraut. Er wurde ausgepiffen, angespuckt und vom Platz verjagt. Lordon kommentierte achselzuckend: «Wir sind nicht jedermanns Freund, wir bringen nicht den Frieden.» Verrätern wie Finkielkraut und einer ganzen Generation von Intellektuellen, die mit ihrer Abkehr vom Marxismus und der antitotalitären Aufarbeitung ihren eigenen Weg in die Gegenrichtung gegangen sind, drohte Lordon: «Ich habe einen schlechten Charakter. Bei mir gibt es für Sünden kein Pardon. Und ich verfüge über bestens geführte Archive.»

Wo immer sein Stück zu sehen ist, bekommt es gute Kritiken. Einen «virtuosen Verseschmid» lobte ihn der *Figaro*. An einer Diskussion beim Theaterfestival in Avignon machte Lordon deutlich, warum er als militanter Philosoph für seinen Kampf eine neue Bühne brauchte: «Die reinen Ideen haben nie etwas bewirkt.» Mit den «Affekten» von Spinoza und seiner Erkenntnistheorie komme man weiter: «Man kann die Finanzkrise analysieren, die Systeme beschreiben. Das alles ist nichts im Vergleich zu einem Bild, das das Blut in Wallung bringt. Man muss die Finanzkrise zeigen.»

Jetzt ist das Theater auf der Strasse. Auch der Revolution von 1789 war eine Schuldenkrise des Staats, die der Bankier Necker nicht lösen konnte, vorausgegangen. Vorbereitet wurde sie von Philosophen, die, wie Tocqueville schrieb, ihre blutige und totalitäre Ausformung prägten. Angekündigt hatten den

Umbruch neue Werke der Literatur und neue Verse. «Wo werden wir die Asche der alten Welt verstreuen?» ist einer der Leitsprüche der «Nuit debout». Sie verkörpert die Utopie einer erneuerten Gleichheit und Brüderlichkeit; ein politisches Programm hat sie nicht. Die Dramaturgie ist offen.

### Vergleich mit Revolutionsgeschichte

An Pfingsten schwärmten die Aufständischen von einer Ausweitung ihrer Kampfzonen: ««Nuit debout» am Strand, «Nuit debout» in den Bergen». Und von einer Internationalisierung: «Global debout». Sie kommt nur schleppend voran. In Frankreich hat die Bewegung seit der Durchsetzung des neuen Arbeitsrechts – ohne Abstimmung im Parlament – den «Widerstand» ausgerufen. Im Südwesten musste der Treibstoff rationiert werden. Bei einer Demonstration in der Provence hiess es auf einem Plakat: «Unter der Brücke von Avignon werden die Patrons aufgehängt.»

*Libération* vergleicht den Kampf der Linken gegen die Sozialistische Partei und das System nicht mehr mit irgendwelchen Beispielen aus der französischen Revolutionsgeschichte, er erinnert sie an den kollektiven Selbstmord der Sekte von Jim Jones im Dschungel von Guyana mit 900 Toten: «Um nicht im Regen zu stehen, springt man ins Wasser. Heute ist Jim Jones' Sekte die französische Linke.» Mit Frédéric Lordon als ihrem Guru, der in der tiefen «Nuit debout» den Traum von Robespierre träumt.

Jürg Altwegg, Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* für Frankreich und die Schweiz, wohnt in Genf. Zusammen mit Roger de Weck hat er den Bestseller «Kuschweizer und Sauschwaben» herausgegeben.

anzulegen. Über den «zivilen Ungehorsam» und das «Zusammenleben ohne Geld» wird debattiert. Als – horizontale – Bewegung ohne Führer und Hierarchie versteht sich die «Nuit debout». Die Bezeichnung «Rote Nacht» wurde wegen der parteipolitischen Färbung verworfen. Lieber hielt man sich an die Economistes atterrés, die Organisation der «nieder-geschmetterten Ökonomen», der Lordon angehört. Jetzt stehen sie auf.

**Schenken Sie ihm Kirschstengeli.**

*Lindt*  
BATONS KIRSCH KIRSCHSTENGELI



*Klarmachen zum Entern: Bootsrettung vor der libyschen Küste.*

## Libyens Küstenwächter

Ein Schlauchboot mit Aussenbordmotor ist alles, womit Abdelrahman Salem einen sechzig Kilometer langen Abschnitt der libyschen Küste kontrolliert. Dennoch hat der Offizier mit seiner Mannschaft schon Tausende Migranten von der gefährlichen Überfahrt nach Italien abgehalten. *Von Kurt Pelda (Text und Bild)*

Das Wichtigste ist, nicht zu kentern. Wenn Oberleutnant Abdelrahman Salem Milad Kuschlaf, 30, mit seinem Schlauchboot Migranten aufgreift, dann muss er es seinen sechs Matrosen immer wieder einschärfen: Wenn die Menschen unkontrolliert und in Panik auf das kleine Schlauchboot der libyschen Küstenwache klettern, droht das Gefährt zu kentern. Und am Ende landen dann alle im Wasser.

### Stütze des Menschenhandels

Da die meisten schwarzafrikanischen Migranten nicht schwimmen können, bedeutet das den Tod, nicht für ein paar wenige Bootsflüchtlinge, sondern für hundert und mehr Menschen. Denn die billigen Zwölf-Meter-Schlauchboote, die heute bevorzugt von den Schleusern verwendet werden, fassen 120 Per-

sonen. «Manchmal quetschen die Schmuggler gar bis zu 150 Migranten hinein», sagt Abdelrahman und schüttelt den Kopf. Früher seien es 70 bis 80 Menschen gewesen, aber jetzt, da italienische und andere europäische Kriegsschiffe nur wenige Kilometer ausserhalb der

### Markierungen am Boden geben an, wie viele Personen jeweils pro Abschnitt Platz nehmen müssen.

libyschen Zwölfmeilenzone auf die Migranten warteten, seien die Schlauchboote hoffnungslos überfüllt.

Die Schleuser wissen genau, dass die Fahrt nur zwanzig bis dreissig Kilometer betragen wird. Wer dann innert nützlicher Frist keines

der europäischen Schiffe erreicht, ertrinkt oder verdurstet auf dem offenen Meer. Wenn sich Abdelrahmans Mannschaft vor der Küste einem Migrantenboot nähert, fordern die Matrosen die Afrikaner auf, sitzen zu bleiben. «Wenn unser Boot ihres seitlich berührt und dann alle auf eine Seite drängen, gibt es ein Desaster», sagt Abdelrahman, «deshalb müssen wir sie anschreien und schlagen, damit alles unter Kontrolle bleibt.»

Zuerst werfen seine Leute Schwimmwesten auf das Migrantenboot. Die Passagiere – meist junge Männer – müssen sie anziehen. Dann werden die Frauen und Kinder gerettet. Für mehr Menschen hat es in dem Schlauchboot mit den zwei mächtigen 150-PS-Aussenbordmotoren keinen Platz. Die restlichen Migranten müssen warten, bis Hilfe kommt. Über

Funk oder das Mobilfunknetz ruft Abdelrahman die Erdölraffinerie der nahegelegenen Küstenstadt Sawija an. Die Raffinerie verfügt über einen kleinen Hafen und mehrere Schlepper für die riesigen Erdöl- und Treibstofftanker, die vor der Küste ankern und auf Abfertigung warten. Die Schlepper haben kräftige Motoren und sind schnell zur Stelle.

Noch im Schutz der Nacht hatten Menschenhändler die Migranten mit Fahrzeugen aus sogenannten sicheren Häusern beziehungsweise Garagen an den Strand gefahren. Dort pumpten sie die mächtigen Zwölf-Meter-Schlauchboote auf. Markierungen am Boden geben an, wie viele Personen jeweils pro Abschnitt Platz nehmen müssen. Rucksäcke, persönliche Gegenstände und oft auch die Schuhe müssen die Afrikaner zurücklassen – zu viel Gewicht und zu wenig Platz. Einer der Männer, ein grossgewachsener Westafrikaner, hat von den Schleusern einen Schnellkurs im Steuern und Bedienen des Aussenbordmotors erhalten – Marke Mariner mit 55 PS.

Etwas Trinkwasser und zwei blaue Plastik-tanks mit insgesamt 140 Liter Benzin sind im Boot. Das reicht für die Durchquerung der libyschen Territorialgewässer und für ein paar zusätzliche Stunden Fahrt, um nach den europäischen Schiffen zu suchen. Anders als früher geben die Menschenschmuggler dem Steuer-mann kein Satellitennavigationsgerät mehr mit. Sie sparen damit Geld. Als die Boote noch bis zur italienischen Insel Lampedusa fahren mussten – also vor den europäischen Marine-operationen im zentralen Mittelmeer –, war das anders. Ohne GPS und halbwegs seetüchtige Boote hatten die Migranten keine Überlebenschance. Doch heute verlassen sich alle Beteiligten darauf, dass Schiffe der EU-Operation «Sophia» die Menschen ausserhalb der libyschen Territorialgewässer aus dem Meer fischen und sie dann quasi im Fährdienst nach Sizilien bringen. Die EU-Schiffe sind zu einer Stütze des Menschenhandels geworden.

### Schwimmwesten für die Wenigsten

Glück haben die Migranten, wenn ihr Schleuser vom Land aus die Offiziere der italienischen Kriegsschiffe auf dem Satellitentelefon anruft und die ungefähre Position und Route des Schlauchboots angibt. Dann steigen die Chancen, dass die Migranten nicht ins Leere und damit in den Tod fahren. Denn für die 300 Kilometer Fahrt bis nach Lampedusa reicht der Treibstoff nie und nimmer. Oft findet die Reise aber schon innerhalb der Zwölfmeilenzone ihr Ende. Die Boote fahren nur hinaus, wenn das Wasser ruhig ist. Doch häufig frischt der Wind im Tagesverlauf auf, die See wird rauer, und das überladene Boot kentert. Die wenigsten Migranten tragen Schwimmwesten. Man muss annehmen, dass die Schleuser das verhindern, um Platz zu sparen. Abdelrahman erzählt aber von einer Frau, die eine Wes-

te trug und die seine Mannschaft nach drei Tagen halbtot und fast verdurstet rettete. «Vor vier Tagen sind hier 365 Migranten ertrunken, wir konnten nur sechzehn lebend an Land bringen. Was können wir schon tun? Manchmal finden wir nur Leichen, die im Wasser treiben. Manchmal müssen wir entscheiden, ob wir Menschen aus dem Wasser fischen oder ob wir sinkenden Schlauchbooten hinterherfahren. Es ist ein wüstes Durcheinander.»

Das schwarze Schlauchboot mit dem Mariner-Aussenbordmotor, das in den frühen Morgenstunden von einem Strand zwischen Sawija und Sabrata im Westen Libyens losgefahren ist, gerät am frühen Nachmittag in zunehmenden Wellengang. Abdelrahmans

### Die heimliche Überfahrt in Richtung Italien wird in Libyen als Straftat angesehen.

Mannschaft verbringt häufig die ganze Nacht in Lauerstellung vor den Stränden, die bei den Schleusern besonders beliebt sind. Bloss drei Seemeilen von der Küste entfernt, bringt sie das überfüllte Boot dann schliesslich auf. Während die Afrikaner später erzählen werden, dass bei ihnen an Bord alles in Ordnung gewesen sei, wird Oberst Mahmud, der Kommandant der Küstenwache in Sawija, dagegen erklären, dass sich das Boot in kritischem Zustand befunden habe. Wie dem auch sei: Die heimliche Überfahrt von Stränden in Richtung Italien wird in Libyen als Straftat angesehen und endet für diejenigen, die dabei erwischt werden, im Gefängnis beziehungsweise im «Internierungszentrum», wie es bei den libyschen Behörden euphemistisch heisst.

Als Erstes bringt Abdelrahman von den Migranten ein paar Frauen und Kinder sowie einen der Ehemänner in den kleinen Hafen von Sawija. Die Migranten sind sichtlich zerknirscht, sie hatten sich die Überfahrt anders vorgestellt. Eine Frau mit einem roten Kopftuch ist Libyerin und ihr Ehemann ebenfalls. Es sind die ersten libyschen Seemigranten, die mir überhaupt begegnen. Meistens stammen die Passagiere aus Westafrika oder allenfalls aus Eritrea und Somalia. Der gerettete Libyer hilft zuerst seiner Frau aus Abdelrahmans Schlauchboot und dann einer schlanken, schönen Afrikanerin mit schwarzem Kopftuch. Wie beiläufig fasst er ihr dabei an die linke Brust, eine sexuelle Belästigung, auf die niemand reagiert ausser der Frau, die ihre Arme wütend anwinkelt, um die Hand des Wüstlings wegzudrängen.

### Zurück und ins Gefängnis

Inzwischen hat ein Schleppschiff der Raffinerie das Schlauchboot der Migranten erreicht. Die Besatzung steht an der Reling und versucht, die Männer mit Stockhieben und Fuss-tritten davon abzuhalten, ungeordnet auf den Schlepper zu klettern. Immer noch geht es darum, das Kentern des Schlauchboots zu verhindern. Auf dem Hinterdeck müssen sich die Männer setzen, und dann braust der Schlepper mit Vollgas zurück in Richtung Hafen. Einer der Migranten, ein Ghanaer, fragt mich, ob wir schon in Italien seien. Ich muss ihm sagen, dass wir zurück an die libysche Küste fahren und dass alle Passagiere – mit Ausnahme des libyschen Ehepaars – im Gefängnis landen werden.

Zwei von Abdelrahmans Matrosen setzen sich in das Schlauchboot der Migranten und



Mehr als 13 000 illegale Migranten erwischt: Oberleutnant Abdelrahman Salem Milad Kuschlaf.

steuern es zurück nach Sawija. Dort angekommen, müssen sich alle Passagiere neben der Hafentreppe auf den Boden setzen. Die Soldaten der Küstenwache sortieren sie nach Nationalitäten. Ein paar der Kräftigsten werden ausgewählt, um das Schlauchboot zu leeren und auseinanderzunehmen. Die Afrikaner müssen den schweren Aussenbordmotor abschrauben und in das Büro der Küstenwache schleppen. Er wird verkauft werden, denn Abdelrahmans Leute beziehen schon lange kein Gehalt mehr von der Zentralregierung in Tripolis. «Wir müssen alles selbst finanzieren und kriegen keine Hilfe, weder von Tripolis noch von der Stadtregierung in Sawija – von den Europäern ganz zu schweigen», ereifert sich Abdelrahman. «Unser Problem ist der Mangel an Ausrüstung, wir haben nur noch ein Boot, der Rest ist defekt oder wurde geklaut. Hätten wir vier bis fünf Boote, könnten wir den ganzen Küstenabschnitt von Sawija im Osten bis nach Zuwara im Westen, also rund sechzig Kilometer, lückenlos abdecken. Aber so explodiert die illegale Migration förmlich. Wir erwischen nur etwa 10 Prozent der Boote, und der Rest der Migranten wird von EU-Schiffen gratis und bequem nach Italien gebracht oder kommt im Meer um.»

### Bis 68 000 Franken Reingewinn pro Boot

Tatsächlich sind dieses Jahr schon mehr als 46 000 Migranten in Italien gelandet. Die Zahl der Toten beläuft sich im ganzen Mittelmeer bisher auf über 2500. In dieser Zahl sind die Leichen, die Abdelrahman aus dem Wasser fischt oder die an libyschen Stränden angespült werden, in der Regel nicht enthalten. Das Geschäft boomt, weil sich die Schleuser nur noch um die ersten zwanzig bis dreissig Kilometer der Überfahrt zu kümmern haben – den Rest übernimmt die EU.

Eine grobe Gewinnschätzung sieht aus der Sicht der Schleuser so aus: In der Küstenregion «kauft» ein Seeschleuser einen Afrikaner für umgerechnet 500 bis 750 Franken von den Wüsten-Schleusern. Der Preis für die Überfahrt beträgt ungefähr 1200 Franken. Bei 120 Passagieren ergibt das einen Bruttogewinn von 54 000 bis 84 000 Franken pro Fahrt. Davon abziehen muss man die Kosten von Boot und Motor (maximal 10 000 Franken) sowie Unterkunft und Verpflegung während des Wartens auf die Überfahrt (zirka 6000 Franken). Als Reingewinn bleiben damit 38 000 bis 68 000 Franken übrig. Das ist bei einem eingesetzten Kapital von etwa 16 000 Franken ein schöner Reibach.

Noch höhere Gewinne lassen sich inzwischen mit dem Schmuggel von Diesel erzielen. Ein Liter kostet in Libyen umgerechnet weniger als fünf Rappen. Vor allem die Menschenhändler in der Berberstadt Zuwara sind dazu übergegangen, Diesel im grossen Stil nach Malta zu schmuggeln. Je nach Grösse des Tankers sind pro Fahrt Gewinne von 200 000 Fran-



«Es ist ein wüstes Durcheinander»: Schlepperschiff aus Sawija.

ken und mehr möglich. Aus diesem Grund macht Oberleutnant Abdelrahman auch Jagd auf Dieselschmuggler.

«Alles klar?», fragt Abdelrahman auf Deutsch. Wir sitzen auf der Bordwand seines Schlauchboots und dümpeln im Meer. Während der Revolution gegen das Regime von Diktator Gaddafi wurde der Oberleutnant verwundet und anschliessend acht Monate lang in Berlin behandelt. Darum spricht er auch ein paar Brocken Deutsch. Wir warten ein paar Kilometer ausserhalb von Sabrata in der mondlosen Nacht. Nur die Strassenbeleuchtung an Land macht es möglich, dass man die

### «Hätten wir vier bis fünf Boote, könnten wir den ganzen Küstenabschnitt abdecken.»

Schemen der Matrosen in der Dunkelheit erkennt. «Die See ist sehr ruhig heute Nacht, aber weiter draussen gibt es Wellengang», meint Abdelrahman. Dann zeigt er mit der Hand auf die Küste. «Dort, an diesem Strand, starten die illegalen Migranten. Manchmal verrät uns ein Spitzel, wann und wo die Boote in See stechen. Doch leider haben wir nur ein Nachtsichtgerät und kein Radar. Sonst wäre unsere Arbeit viel einfacher.»

Mehrmals hören wir in der Nacht Motorengeräusche, aber es gelingt der Mannschaft nie, die Boote im Dunkeln auszumachen. Weit draussen auf See blitzen derweil die Scheinwerfer von Fischerbooten. Fast die ganze Nacht über fahren wir der Küste entlang, kreuz und quer, immer etwa zehn Minuten mit Vollgas, dann folgt eine Pause mit abgeschaltetem Motor, damit man besser in die

Dunkelheit lauschen kann. Einer der Männer sucht mit dem Nachtsichtgerät die Wasseroberfläche ab: nichts. Im Morgengrauen erhält Abdelrahman einen Anruf. Eine ganze Reihe von Tankerschiffen ankere vor Zuwara, es seien Dieselschmuggler. Der Oberleutnant lässt die Motoren starten, und dann fliegen wir übers Meer, in Richtung Westen. Schon bald tauchen die Tanker am Horizont auf. Abdelrahman entscheidet sich für das Schiff, das am weitesten von der Küste entfernt liegt. Es ist die 46 Meter lange «San Gwann», benannt nach einer maltesischen Kleinstadt, registriert in Togo, Fassungsvermögen 400 000 Liter Diesel.

### Schläge für die Besatzung

Wir haben Glück, die beiden Milizionäre aus Zuwara, die den Tanker bewachen, schlafen noch. Das Schlauchboot nähert sich dem rostigen Schiff von hinten. Die Männer laden ihre Kalaschnikows und das Maschinengewehr. Als wir nur noch wenige Meter hinter dem Heck der «San Gwann» sind, wirft der Kapitän des Tankers einen Blick durch die Hintertür der Steuerbrücke. Abdelrahman zieht seine Pistole und gibt einen Schuss ab. Dann entern er und zwei seiner Matrosen das Schiff. Wie sie die Waffen der beiden Milizionäre an Bord finden, eine Panzerfaust und eine Kalaschnikow, hagelt es Schläge für die Libyer und die Besatzung, die neben dem syrischen Kapitän auch zwei ägyptische Seeleute umfasst. «Ich habe nicht nur mehr als 13 000 illegale Migranten erwischt, sondern auch einige Schmuggel-tanker», sagt Abdelrahman zufrieden. Dann zwingt er den jungen Kapitän, die Schiffsmotoren anzuwerfen und Kurs auf Tripolis zu nehmen. ○

# Meister der Marionetten

Mullah Haibatullah Achundsada ist der neue Taliban-Führer. Er ersetzt Mullah Mansur, der bei einem amerikanischen Drohnenangriff in Pakistan getötet wurde. Das Verhandeln wird mit ihm noch schwieriger werden als mit seinem Vorgänger. *Von Sami Yousafzai*

Mullah Haibatullah Achundsada, der sich als gnadenloser Richter in Kandahar einen Namen gemacht hatte, stieg im vergangenen Jahr in das oberste Führungsgremium der afghanischen Taliban auf. Er scheint das Vertrauen der Pakistani zu genießen.

Wie aus Taliban-Kreisen zu erfahren war, hatte Mullah Mansur, der Führer der Taliban, der in der letzten Woche bei einem amerikanischen Drohnenangriff in Pakistan ums Leben kam, kurz vor der Attacke mit hochrangigen Taliban-Kommandanten telefoniert.

Dass Mullah Mansur sich für eine Kommunikationsform entschieden hatte, die den amerikanischen Geheimdienst auf seine Spur führen musste, legt die Vermutung nahe, dass er sich, unterwegs von einem Familienbesuch in Iran nach Quetta, der Hauptstadt der pakistanischen Provinz Belutschistan, ziemlich sicher gefühlt haben muss. Für die Taliban ist Pakistan schon lange ein sicherer Zufluchtsort, vor allem Belutschistan, wo sie sich unter den wachsamen Augen pakistanischer Sicherheitsdienste bewegen.

Der Nachfolger Mullah Mansurs, der am Mittwoch letzter Woche ernannt worden ist, wird sich nicht so sicher fühlen können. Die Tötung Mansurs wird als eine klare Botschaft an den pakistanischen Geheimdienst ISI verstanden, dass Belutschistan die längste Zeit ein sicherer Rückzugsort gewesen ist.

Der neue Führer der afghanischen Taliban, Mullah Haibatullah Achundsada, dürfte den Amerikanern kein so leichtes Ziel bieten. Der 55-Jährige steht im Ruf, ein harter, brutaler Mann zu sein, der vorzugsweise im Verborgenen operiert. Nach offiziellen Angaben der Taliban kämpfte Achundsada in den Achtzigern gegen die Sowjets. 1994 stiess er zu den Taliban, die unter Mullah Omar angetreten waren, einen streng islamischen Staat in Afghanistan zu errichten.

## Kein Interesse an Politik

Achundsada wurde von Mullah Omar zum Chef des Taliban-Militärgerichts in Kandahar ernannt und machte Karriere im Justizapparat der Taliban. Nach Informationen eines hochrangigen Taliban-Kommandanten soll er aber nicht viel Einfluss gehabt haben, solange Mullah Omar an der Spitze der Organisation stand. Niemand hatte ihn als möglichen Anführer auf dem Radar.

Sein Aufstieg an die Spitze der Taliban-Hierarchie erfolgte erst nach dem Tod von Mullah

Omar und nachdem Mullah Mansur im vergangenen Jahr dessen Nachfolge angetreten hatte. Mansur machte Achundsada zu seinem ersten Stellvertreter.

Das war vor allem ein Ergebnis der Stammespolitik in Afghanistan. Ein hoher Taliban-Vertreter erklärte: «Als Mansur im Juli 2015 die Nachfolge von Mullah Omar übernahm, meldete Mullah Rasul vom Stamm der Nurzai Protest an und stellte Mansurs Führungsanspruch in Frage.» Mullah Mansur berief daraufhin Achundsada, einen Nurzai, in das Führungsgremium, um Rasul zu brüskieren und die Nurzai zufriedenzustellen.»

Weiter erklärt er: «Anfangs dachten wir, er sei ein einfacher Mullah aus der Provinz, nicht sonderlich aktiv, der eine eher symbolische Funktion ausüben würde. Aber dann stellte er sich als viel aktiver heraus, als wir angenommen hatten.» Tatsächlich war Mullah Mansur «eine Zeitlang abgetaucht, während Achundsada praktisch die Organisation leitete».

«Er ist kein charismatischer Führer wie Mullah Omar und auch kein vergleichsweise moderner Typ wie Mullah Mansur», sagt ein anderer hochrangiger Taliban-Vertreter, «er ist kompromisslos und kompliziert. Es wäre ziemlich überraschend, wenn er die Friedensverhandlungen [mit der afghanischen Regierung] aktiv vorantreiben würde.»



*Kompromisslos:* Mullah Haibatullah.

In Taliban-Kreisen gilt Mullah Haibatullah Achundsada als äusserst konservativ, selbst nach deren eigenen Massstäben. Einige berichten, er behandle Untergebene schlecht und verstehe wenig von Politik, interessiere sich auch nicht dafür. Ein ehemaliger Taliban-Kommandant sagte: «Ich habe sogar gehört, dass er ein strikter Gegner von Fotos und Videos in den Taliban-Medien sein soll.» Für strenggläubige Muslime sind bildliche Darstellungen von Menschen strikt verboten.

## «Sehr beschränkter Horizont»

Ein hoher Mitarbeiter des afghanischen Präsidenten Aschraf Ghani sagte, es sei nun an Pakistan, auf die neue Taliban-Führung einzuwirken. «Pakistan kann Politik und Ausrichtung der Taliban beeinflussen, kann sie wie eine leere Konservendose zusammenpressen. Die Taliban sind Marionetten. Sie sind völlig von Pakistan abhängig, und es liegt entscheidend am pakistanischen Establishment, welchen Weg die Taliban einschlagen, ob sie am Ende gute oder schlechte Taliban sind.»

Ein hoher Kommandant einer Taliban-Splittergruppe, Mullah Abdul Manan Niazi, ist gegen den neuen Führer. «Es ist nicht ganz klar, wie es zu seiner Ernennung kam», beschwert er sich, es war eine sehr undurchsichtige Entscheidung, genau wie bei Mullah Mansur. Wir werden den neuen Mann auch künftig ablehnen.»

Laut mehreren Taliban-Quellen soll Achundsada als Chef des Militärgerichts in Kandahar besonders rigide Strafen verhängt haben. Wer Mullah Mansur nicht bedingungslos als «Führer der Gläubigen» akzeptierte, sollte gemäss einem Dekret von Achundsada hingerichtet werden. Mehrere rivalisierende Taliban-Kommandanten wurden daraufhin offenbar exekutiert.

Der ehemalige stellvertretende Aussenminister der Taliban, Abdul Rahman Zahid, ist pessimistisch. Mansur sei sehr viel kompromissbereiter, erfahrener und in Bezug auf den Friedensprozess vorteilhafter gewesen. Zahid glaubt, dass Mansur am Ende wieder an den Verhandlungstisch zurückgekehrt sei. Dies sei bei seinem Nachfolger eher unwahrscheinlich. «Mullah Haibatullah hat einen sehr beschränkten Horizont», sagt Zahid. «Es wird Jahre dauern, ihn in den politischen Prozess einzubinden.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



*Von den Nebeln der Bay Area inspiriert: San Francisco Museum of Modern Art.*



## Ikone der Woche

# Organische Signatur

Von Claudia Schumacher

**T**u so, als würdest du reinbeissen – *yeah, like that!*», sagt der Vater zum Söhnchen, das er hinter den riesengrossen, abgenagten Apfel gestellt hat. Klick, Foto gemacht. Am Eröffnungswochenende des neuen San Francisco Museum of Modern Art (SFMoMA) wird bald offensichtlich, dass die Kuratoren zumindest eine Sache richtig gemacht haben: Genügend fotogene Kunst ist da. Die Besuchermassen haben Spass. Man fotografiert viel und will sich selbst mit den teils abgefahrenen, zeitgenössischen Installationen und Skulpturen auf dem Bild haben. Fotos, die später in die sozialen Netzwerke finden – und dort auch beste Werbung für das Museum machen.

Am 14. Mai wurde das SFMoMA nach drei Jahren Aus- und Umbauarbeiten wiedereröffnet. Auf einer Ausstellungsfläche von 16 000 Quadratmetern bietet es nun vierzig Prozent mehr Raum als das MoMA in New York. San Francisco ist jetzt der Ort mit dem grössten Museum Amerikas. Von einem «game changer» ist die Rede: Wird sich San Francisco künftig durch das Giga-Museum als Kunststadt mit New York messen können, ernsthaft?

### Viel Grün

Für die massive Symbolkraft, die dem Neubau des norwegisch-amerikanischen Architekturbüros Snøhetta zugesprochen wird, kommt er relativ bescheiden daher. Er überragt zwar den eindrücklichen alten Museumsbau des Schweizer Mario Botta, wirkt neben den ihn umgebenden Hochhäusern aber dennoch genügsam.

Organisch sieht der Bau aus, typisch für die Architekten von Snøhetta, deren Erzeugnisse aufgrund ihrer Naturbezüge meist eine eher positive Berichterstattung erhalten. Das Organische ist hier mehr als eine ästhetische Signatur, Snøhetta setzt auf Nachhaltigkeit: energie-sparende Leichtbauten mit diplomatischem Bezug zur Umgebung und viel integralem Grün. Auch das SFMoMA nimmt farblich die Umgebung seiner Nachbargebäude auf und hat eine «Living Wall» mit 1900 Pflanzen begrünt. Die Fassade des Gebäudes glitzert bei Sonnenschein wie ein Sandstrand. Tatsächlich wurden hier Paneelen aus Kunststoff und Sand verwendet. Die Architekten haben sich bei der Formgebung von den milchigen Nebeln der San Francisco Bay Area inspirieren lassen.

Die Naturbezüge passen jedenfalls zum grünen Image der Tech-Metropole San Francisco, die gemeinsam mit dem nahe gelegenen Silicon Valley alle wichtigen Internetfirmen beherbergt. Nicht nur das SFMoMA hat mit der Skulptur eines – abgenagten – Apfels von Claes Oldenburg eines seiner Wahrzeichen gefun-

den; unweit von hier setzt ein vielgeliebter Computerhersteller in Cupertino auf das gleiche Symbol – und ebenfalls auf gutes Design. Wie bei Apple sind auch bei Google und Facebook Nachhaltigkeit und Smoothie-Bars für die Mitarbeiter wichtig.

### Schwindelerregende Gentrifizierung

Den öffentlichkeitswirksamen Naturhuldigungen zum Trotz wird den Tech-Firmen vorgeworfen, der Stadt das Leben aus den Knochen zu saugen. «Be sure to wear some flowers in your hair» – für echte Hippies ist das San Francisco von heute zu teuer. Wer hier noch Batikrock trägt, hat ihn eher in einer hochpreisigen Boutique gekauft. Eine schwindelerregende Gentrifizierung hat stattgefunden. Für anderthalb Zimmer zahlt man bereits über 3000 US-Dollar im Monat. Hier wohnen nur noch die Reichen. Kulturell ist San Francisco in den letzten Jahren zunehmend uninteressant geworden. Es heisst, die Techies gingen vor allem arbeiten. Und dann schlafen.

Dennoch waren es die Reichen und die Techies, die den Neubau des SFMoMA letztlich ermöglicht haben – Mäzenatentum ist eine wunderbare Möglichkeit zur Repräsentation der eigenen Macht. Das Museum wurde mit 605 Millionen Dollar Spendengeldern unterstützt. Im Trägerverein des SFMoMA sitzt Marissa Mayer, Vorstandsvorsitzende von Yahoo. Auch Facebooks Mark Zuckerberg soll dem Museum nahestehen. Durch zahlreiche Schenkungen privater Kunstsammler, die im Silicon Valley ihr Geld gemacht haben, hat das SFMoMA heute einen Bestand, der in seiner Zusammensetzung neuartig ist.

Die grössten Gönner des Museums sind die Fishers, Gründer der Kleiderkette Gap. Auch die Apfelskulptur stand bis vor kurzem noch im Hauptquartier ihres Unternehmens. Aus der Kunstsammlung des Ehepaars gingen über 1100 Bilder und Skulpturen für die nächsten hundert Jahre an das SFMoMA über – eine unvergleichliche Partnerschaft zwischen Privatleuten und einem renommierten städtischen Museum. Das Ergebnis: Grosse Namen wie Andy Warhol, Gerhard Richter oder Mark Rothko sind zwar en masse vertreten. Allgemein ist die Sammlung stärker auf zeitgenössische als auf moderne Kunst wie im New Yorker MoMA ausgerichtet. Dabei ist sie aber von subjektiven Vorlieben geprägt und in der Folge historisch weniger wertvoll. So fehlt in San Francisco etwa ein wichtiger Picasso.

San Francisco Museum of Modern Art, 151 Third Street, San Francisco, Kalifornien. Aktuell zeigt das SF MoMA 19 neue Ausstellungen. [www.sfmoma.org](http://www.sfmoma.org)

## «Der Markt ist nicht dumm»

Er hat die Art Basel zum Weltereignis gemacht und die Fondation Beyeler in Riehen zum meistbesuchten Kunstmuseum der Schweiz. Doch Sam Keller will noch mehr.

Von Rico Bandle

Es fehlt nicht mehr viel, dann hat Fussballfan Sam Keller seinen FC Basel eingeholt. 481 704 Personen haben letztes Jahr die Fondation Beyeler besucht, der FC Basel verzeichnete etwa 30 000 Besucher mehr. Kunst und Fussball – bei beidem ist Basel die unangefochtene Nummer eins in der Schweiz. Sam Keller lacht, als er diesen Vergleich hört: «Unser Ziel ist – ähnlich wie beim FC Basel – nicht in erster Linie die Maximierung der Zuschauerzahlen, sondern Meister zu werden und international an der Spitze mithalten zu können.»

Sich an den Besten orientieren, sozusagen in der Champions League mitspielen, dieser Anspruch ist für Sam Keller eine Selbstverständlichkeit. Nach dem Studium der Kunstgeschichte begann er in der Kommunikationsabteilung der Art Basel zu arbeiten, lernte da den Galeristen und Art-Basel-Gründer Ernst Beyeler kennen, der sein Vorbild, sein Mentor, am Schluss auch sein enger Freund wurde. Im Gespräch kommt er immer wieder auf Beyeler zu sprechen, auch sechzehn Jahre nach dessen Tod ist der charismatische Kunsthändler und -sammler noch sehr präsent in Kellers Leben. «Beyeler sagte immer: <Zuerst kommt die Qualität, dann nochmals die Qualität und nochmals die Qualität.> Aber er sagte auch, man dürfe keine Angst haben vor dem Erfolg, wenn man ein Museum führen möchte.» Daran orientiere auch er sich, sagt Keller.

### «Inbegriff des echten Glamours»

Dank der Hilfe von Ernst Beyeler hat es Keller ganz nach oben gebracht: mit erst 34 Jahren zum Direktor der Art Basel, wo er mit der Expansion nach Miami (Art Basel Miami Beach) die weltweit führende Messe zum globalen Unternehmen machte. Dann wurde er Direktor der Fondation Beyeler, des Privatmuseums in Riehen, das mittlerweile mehr Zuschauer anlockt als jedes andere Schweizer Kunsthaus.

In der internationalen Kunstwelt gilt Sam Keller als eine der bestvernetzten Persönlichkeiten: Egal, ob grosse Galeristen, Künstler oder Sammler, ob in New York, Hongkong oder Mexiko – Sam Keller kennt sie alle persönlich. 2007 schrieb das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* über ihn: «Dass gerade die Gegenwartskunst zum Inbegriff des echten Glamours wurde, dass sich Kunstmessen zu Treffpunkten der globalen Society entwickelt haben – dafür ist hauptsächlich eine Person verantwortlich: Samuel (weltweit <Sam> genannt) Keller.»

Der «Mann mit 60 000 Freunden» (*Le Monde*) ist ein äusserst zugänglicher Mensch. Einen Termin mit ihm zu erhalten, ist zwar nicht ganz einfach, aber wenn man ihm erst einmal gegenüber sitzt, nimmt er sich Zeit, hört zu, zeigt ernsthaftes Interesse, redet druckreif und doch gewitzt. Auch wenn er schon tausend Mal über die horrenden Preisentwicklung im Kunstmarkt Auskunft geben musste und schon tausend Mal gefragt wurde, wann die Blase nun endlich platze («Ich bin da relativ relaxed»), Keller lässt sich keine Routine anmerken.

Richtig enthusiastisch wird er aber erst, wenn es um Inhalte geht, zum Beispiel um die neue Ausstellung in der Fondation Beyeler, «Alexander Calder & Fischli/Weiss». Bei Alexander Calder, bekannt für seine Mobiles, und beim Duo Fischli/Weiss, mit seinen vergänglichen Installationen, gehe es um Gleichgewicht: «Fragil, aber hoffnungsvoll und elegant bei Calder, wo die Balance wie im Universum scheinbar über unsere Zeit hinweg Bestand hat. Bei Fischli/Weiss hingegen ist das Gleichgewicht eine Angelegenheit von Stunden, Minuten oder Sekunden, dann kommt das fröhliche Kollabieren.» Die Werke, so Keller, würden einladen, über das Leben nachzudenken. «Auch wir Menschen müssen unser Verhältnis zur Umwelt laufend ausbalancieren.»

Beim Aufbau der Ausstellung dabei zu sein, den Austausch mit dem Künstler Peter Fischli zu pflegen, das gefällt Sam Keller, da kann er sich in etwas reinsteigern.

Sam Kellers Kunstleidenschaft wurde ihm nicht in die Wiege gelegt. Sein Vater war Mechaniker, die Mutter Krankenschwester, zur Kunstwelt hatten sie keinerlei Beziehung. Keller ist ein klassischer Aufsteiger, hat neben Kunstgeschichte Philosophie studiert, das Studium aber zum Leidwesen seiner Eltern nie abgeschlossen. «Ich merkte, dass man an anderen Orten mehr über das Leben und die Kunst erfährt als an der Uni – und dass man dort auch die interessanteren Leute trifft», sagte er einmal in einem Interview. Mit «anderen Orten» meinte er: in Kneipen, auf Reisen, bei Gelegenheitsarbeiten. Auch als sich der Erfolg einstellte, Keller sich im Kreis der Schönen und Reichen dieser Welt bewegte, blieb er sich selber treu: Er trinkt lieber Bier als Champagner, geht gerne zum FC Basel ins St.-Jakob-Stadion, hat Ernst Beyerlers Angebot angenommen, Museumsdirektor in Riehen zu werden, obschon er von führenden Institutionen weltweit umworben worden ist. «Hier bin ich zu Hause, hier ist

meine Familie», sagt er. Wenn er nach seinem Erfolgsrezept gefragt wird, antwortet er bescheiden, er habe Glück gehabt, sei zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort gewesen, dafür sei er dankbar. Das mag stimmen, doch bei ihm kommen zwei Eigenschaften hinzu, die einzeln häufig auftreten, in der Kombination aber eher selten sind: strategisches Geschick und Begeisterungsfähigkeit.

### Museen sind die neuen Kirchen

Die Fondation Beyeler ist als mehrheitlich privat finanziertes Museum ein Sonderfall in der Schweizer Museumslandschaft. Keller würde sich aber nie abfällig über die hochsubventionierten Häuser äussern, die weit weniger Besucher anlocken als seines. «Die Grenze zwischen Privatmuseum und öffentlichem Museum ist fließend. Wir erhalten ja auch Subventionen, und die öffentlichen Museen sind teilweise als *private public partnerships*

### Richtig enthusiastisch wird er aber erst, wenn es um Inhalte geht.

organisiert und erhalten private Zuwendungen.» Weltweit erleben die Museen einen Boom; ein repräsentativer Museumsbau hat heute für Städte jene Stellung, die einst Kirchen hatten. Auch in der Schweiz wird kräftig ausgebaut: das Kunstmuseum Basel hat eben einen Neubau eingeweiht, die Erweiterung des Kunsthauses Zürich wird 2018 fertig, in Lausanne ist ein ganzes neues Museumsviertel geplant – und auch die Fondation Beyeler möchte in Riehen einen Neubau errichten. Von einem Wettrüsten will Sam Keller aber nichts wissen. «Unsere Ausbaupläne sind keine Reaktion auf die Erweiterungen der anderen Museen, wir brauchen einfach den zusätzlichen Platz», sagt er. Er sehe die öffentlichen Museen nicht als Konkurrenten, wenn es ihnen gut laufe, «so nützt das schlussendlich allen und damit auch uns».

Die Fondation Beyeler macht jährlich einen Umsatz von rund 25 Millionen Franken, 18 Millionen Franken erwirtschaftet das Museum durch Besuchererträge, Sponsoren und Spenden, drei Millionen Franken kommen von der öffentlichen Hand. Das verbleibende Defizit von vier bis fünf Millionen Franken decken die Beyeler-Stiftung und die Stiftung des Medizinalunternehmers Hansjörg Wyss. Einen Antrag



«Keine Angst vor dem Erfolg»: Museumsdirektor Keller, 50.



«Im dauernden Kontakt»: Art Basel, 2015.



Mentor: Galerist Beyeler (l.), Keller.

auf eine Subventionserhöhung lehnte der Kanton Basel-Stadt letztes Jahr mit der Begründung ab, das erweiterte Basler Kunstmuseum beanspruche bereits mehr Geld.

Das klingt nach Verteilungskampf – doch auch da gibt sich Sam Keller gelassen: «Die Ressourcen sind halt begrenzt. Mal wird so entschieden, mal anders, aus unserer Sicht ist das akzeptabel und verständlich.» Die Erweiterung sei durch den Entscheid nicht gefährdet. Man plane, das Geld sowohl für die Baukosten als auch für die ersten zehn Betriebsjahre mit privaten Partnern aufzubringen. Von den erforderlichen 80 seien 50 Millionen Franken zugesichert. Lachend sagt er: «Ein Museum ganz ohne Geldsorgen gibt es nicht – es wäre wahrscheinlich auch kein gutes Museum.»

Kunstmuseen müssten heute nicht nur exzellente Ausstellungen bieten, sondern auch ein attraktives Umfeld, das koste alles Geld. «Die



Rekordwert: Gauguin in der Fondation Beyeler.

Leute wollen Bildung und Unterhaltung. Ein Kunsterlebnis kann beides sein», sagt Keller. «Wir Schweizer sind sehr mobil geworden. Ein Besucher aus Zürich reist mit dem Billigflieger nach Paris oder London, wenn ihn dort eine Ausstellung mehr anspricht als in Basel. Da müssen wir mithalten können.»

### Ansteckender Tatendrang

Zweifellos mithalten kann Basel mit der bevorstehenden Kunstmesse. Sam Keller ist zwar nicht mehr in das Tagesgeschäft der Art involviert, aber als Chairman of the Advisory Board so etwas wie der Verwaltungsratspräsident. Er sieht mehrere Herausforderungen für die Messe. So werde die Diskrepanz zwischen den stets wachsenden US-Grossgalerien, die oft fünfzig oder mehr Künstler vertreten und über hundert Mitarbeiter beschäftigen, und den anderen immer grösser. «Diese Galerien könnten eine gan-

ze Halle selber füllen. Die Aufgabe der Art Basel besteht darin, die beste und interessanteste Kunst zu zeigen. Dafür muss auch innovativen kleinen Galerien eine Plattform geboten werden, die sich die Standgebühren kaum leisten können.» Zudem müsse die Art darauf reagieren, dass der Kunsthandel zunehmend im Internet stattfindet. «Händler und Sammler treffen sich nicht mehr einmal im Jahr, sondern

### Als Museumsdirektor hat Keller keinerlei Interesse an der enormen Preisentwicklung.

sind im dauernden Kontakt. Als globale Kunstmesse muss die Art Basel im realen und virtuellen Raum Dienstleistungen anbieten, die sich ergänzen.»

Die Art Basel und Sam Keller werden oft genannt, wenn vom Boom und von den Preisexzessen auf dem Kunstmarkt die Rede ist. Als Museumsdirektor hat Keller aber keinerlei Interesse an der enormen Preisentwicklung. «Ich sehe eigentlich mehr Nachteile: Die Versicherungs- und Transportkosten sind enorm gestiegen, die Besitzer sind weniger bereit, teuer gewordene Werke auszuleihen, zudem wird es auch schwieriger, die Sammlung durch Ankäufe zu erweitern.» Was er mittlerweile mit Sicherheit sagen könne: «Der Markt ist nicht dumm. Meistens sind die teuren Werke auch die künstlerisch wertvollen.» Das gelte auch für die Gegenwartskunst, die in ihrer destruktiven Tendenz beim breiten Publikum oft auf Unverständnis stösst: «Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass es in unserer Zeit keine gute Kunst mehr gibt. Das Gegenteil ist der Fall.»

### Glück mit Gauguin

Nur selten profitiert eine Ausstellung von der PR-Wirkung, die durch hohe Preise ausgelöst wird. So berichtete die Weltpresse letztes Jahr, dass ein Gauguin-Gemälde zum Rekordwert von 300 Millionen Dollar die Hand gewechselt habe – zufälligerweise war das Bild kurz darauf in der Gauguin-Ausstellung der Fondation Beyeler zu sehen. «Die Leute blieben natürlich besonders lange vor diesem Bild stehen», sagt Keller. Vielleicht hat die Meldung über den Preisrekord sogar dazu beigetragen, dass die Ausstellung die bislang bestbesuchte in der Geschichte des Museums wurde.

In Zukunft, glaubt Keller, müssten Museen noch mehr zu Orten für Menschen werden, die dort neue Erfahrungen machen und sich austauschen wollen. «Wir unternehmen schon viel in diese Richtung, haben unser Programm in den letzten Jahren erfolgreich ausgebaut. Deshalb benötigen wir auch dringend den Neubau», sagt er mit seinem ansteckenden Tatendrang. «Es sind spannende Zeiten für Museen und Museen sind interessante Orte, um sich mit unserer Zeit auseinanderzusetzen» O

# Rütlichswur im Bundesstaat

Der Basler Ernst Stückelberg durfte um 1880 die Tellskapelle am Urnersee bemalen. Seine Fresken wurden zu Ikonen der jungen schweizerischen Nation. *Von Christoph Mörgeli*

Nein, sie findet kaum mehr Interesse, die Historienmalerei, so stark sie das Geschichtsbild des jungen Bundesstaates auch geprägt hat. Ludwig Vogel feierte Grosserfolge mit seinen patriotisch überhöhten Genredarstellungen wie «Die Eidgenossen an der Leiche Winkelrieds» oder «Tells Apfelschuss». Als Altertumsforscher Zeugnisse noch weit älterer «Schweizer» fanden, erlag auch Albert Anker dem damals grassierenden Pfahlbaufieber und setzte diese helvetischen Urahnen ins Bild. 1877 erhielt Ernst Stückelberg (1831–1903) aus Basel den Auftrag, die neu zu errichtende Tellskapelle bei der Tellsplatte mit vier Fresken zu verschönern. Stückelberg entschied sich für Tells Apfelschuss, seinen Sprung ans rettende Ufer, den Tod Gesslers in der Hohlen Gasse und schliesslich den Rütlichswur. Sein Bildprogramm umschloss gewissermassen den gesamten schweizerischen Staatsmythos, dessen Fruchtbarkeit sich aus seinem Doppelcharakter ergibt: dem Tyrannenmord des Einzelgängers Wilhelm Tell und dem gemeinschaftlichen Eid als Beginn einer solidarischen Genossenschaft.

## Gebärden und Gesichter

Kein Geringerer als Gottfried Keller hat Ernst Stückelberg im Oktober 1881 besucht, als dieser hinter einem Bretterschlag eben das dritte Bild vollendet hatte. Keller, der sich bekanntlich in der Jugend selber als professioneller Maler versucht hatte, gewann sofort den «Eindruck eines entschiedenen Gelingens». Zumal er wusste, wie viel künstlerische Fertigkeit die Freskotechnik im feuchten Putz voraussetzt. Umso mehr beeindruckte ihn das gleichmässig kraftvolle Kolorit ohne farbtole Stellen. An die Spitze der Darstellungen, die sich von Schillers Idealisierung ins menschlich Bange, Angstvolle und Ungewisse absetzten, stellte Gottfried Keller den Rütlichswur. Maler Stückelberg wusste eine rituelle Langeweile zu vermeiden, indem er zu den schwörenden drei Männern allerhand Mitbürger gesellte. Die Lebensnähe ihrer Gebärden und Gesichter umgeht die nicht geringe Gefahr, dass der Betrachter den Eindruck von Theaterpersonal nach gefallenem Vorhang erhält. Bei allem Pathos ist die Gründungsszene der Eidgenossenschaft ins individuell Menschliche verkleinert. Die Gesichter der Handelnden zeugen von Kummer und Sorge ebenso wie von Mut und Entschlossenheit. Ernst Stückelberg hat für sein monumentales Fresko Porträtstudien von Zeitgenossen verwendet, die er – wohl zu

Recht – als Nachkommen der frühesten Eidgenossen betrachtete.

Auch wenn Natur und Landschaft nur Beiwerk darstellen, so widmete der Künstler den Steinen, dem Terrain und den Sträuchern im Vordergrund volle Aufmerksamkeit. Gottfried Keller lobte besonders das mit dem Morgengrauen erlöschende Feuer auf dem Rütli, das seinen wichtigen Beitrag zum Ganzen leistet. Die Schilde von Uri, Schwyz und Nidwalden

leuchten unter dem Mondlicht und einem mystischen Regenbogen vor den beiden Mythen.

## Sehnsuchtslandschaften

1883 wurde die Tellskapelle in einem feierlichen Staatsakt nicht geweiht, sondern eingeweiht. Die junge, geeinte Nation hatte den konfessionellen Hader überwunden. Im gleichen Jahr erhielt Ernst Stückelberg den Ehrendoktor der Universität Zürich, die jederzeit dem Zeitgeist huldigte. Angesagt waren damals Stückelbergs imposante Historiengemälde ebenso wie seine südlichen Sehnsuchtslandschaften und Kinderbild-Idyllen. Thomas Mann hätte Stückelberg als «einen hervorragenden Akademiker» ironisiert, der in «leuchtender und glatter Manier» längst vergangene Szenerien malte, «fernab und ohne Ahnung von den unruhigen Bedürfnissen jüngerer Schulen». ○



*Ins individuell Menschliche verkleinert:* Rütlichswur.



«Entschiedenenes Gelingen»: Ernst Stückelberg.



*Rettendes Ufer:* Tellskapelle.

## «Polemische Stimmungsmache»

Der Kunsthandel steht im Ruf, Hort des Betrugs und der schmutzigen Geschäfte zu sein. Alexander Jolles, der bedeutendste Kunstanwalt der Schweiz, gibt Einblick in die Mechanismen des Milliardengeschäfts.

Von Hanspeter Born und Rico Bandle

Wenn vom internationalen Kunsthandel die Rede ist, stehen kaum je die Werke oder die Künstler im Zentrum des Interesses. Fast immer geht es um Rekordpreise, angeblich dubiose Geschäfte oder Raubkunst. Und weil die Schweiz eine wichtige Drehscheibe der Branche ist, ist das Land zunehmend Angriffen ausgesetzt, vergleichbar mit jenen auf das Bankgeheimnis. Alexander Jolles verteidigt seit vielen Jahren mit Vehemenz den hiesigen Kunsthandelsplatz.

**Herr Jolles, was sind die grössten Fehler, die ein Käufer an der Art Basel machen kann?**

Im ersten Stock sind die Galerien mit zeitgenössischer Kunst. Diese verkaufen Kunst direkt vom Künstler an die Sammler, das ist vergleichbar mit einem Markt für Neuwagen. Hier kann man wenig falsch machen, ausser zu viel Geld auszugeben. Im Parterre ist die etabliertere Kunst, die klassische Moderne, das ist vergleichbar mit einem Markt für Oldtimer. Da kann es durchaus zu bösen Überraschungen kommen, vor allem, wenn man nicht genau auf die Provenienz, also die Vorgeschichte des Bilds achtet.

**Zum Beispiel?**

Kürzlich gab es in Genf den Fall eines Monet-Gemäldes, das einst der philippinischen Präsidentengattin Imelda Marcos gehört hatte. Kaum hatte der Sammler den Kauf bei einem renommierten Kunsthändler vollzogen, meldeten sich die philippinische Regierung und eine Gruppe von Sammelklägern. Beide erhoben Anspruch auf das Werk: die Philippinen, weil es angeblich Staatseigentum sei, die Sammelkläger, weil sie auf der Jagd nach Vermögenswerten der Familie Marcos waren. Solche nervenaufreibenden Streitigkeiten möchte man als Käufer eines Werks vermeiden.

**Erstaunlicherweise tauchen auch immer wieder Kunstfälschungen auf, die selbst für Experten kaum vom Original zu unterscheiden sind. Sie sassen kürzlich zusammen mit dem bekanntesten Fälscher, Wolfgang Beltracchi, auf einem Podium. Wie hat er auf Sie gewirkt?**

Das Publikum hat ihn geliebt, er geniesst den Status eines Popstars. Ich fragte mich:

«Warum?» Hat es mit seinem handwerklichen Geschick zu tun? Es gibt ja noch andere aktuelle Kunstfälscherfälle, zum Beispiel jenen der Galerie Knoedler in den USA, in welchem ein chinesischer Fälscher in einer Garage in Queens mit grossem Geschick falsche Rothkos und Pollocks produzierte. Aber das Publikum weiss nicht einmal, wie er heisst, er erntet keinen Beifall. Der Unterschied zwischen ihm und Beltracchi liegt wohl im Umstand, dass Beltracchi all jene betrog, die keine Sympathien genossen: Händler, Auktionshäuser, Kunstinvestoren. Seine Popularität beruht auf Schadenfreude. Es war die Rache des erfolglosen Künstlers, der seinen Misserfolg der vermeintlichen Ignoranz der Experten zuschreibt und dies auf seine Weise zu demonstrieren versuchte. Dagegen war der Chinese Teil dieses Systems, ein armer Schlucker, der für die Zwecke des Kunsthandels instrumentalisiert worden ist.

**Kürzlich behauptete der Jurist Andrea Raschèr im Tages-Anzeiger, dass bis zu sechzig Prozent aller Kunstwerke Fälschungen sein könnten, und forderte strengere Gesetze.**

Das ist ein derart einfältiger Unsinn, dass mir dazu fast nichts einfällt. Das Fälschen von Kunst erfüllt den Tatbestand des Betrugs und ist strafbar. Punkt. Da braucht es keine neuen Gesetze. Und wenn die Zahl

**«Es gibt meines Wissens keinen nachgewiesenen Fall von Geldwäscherei im Kunsthandel.»**

von sechzig Prozent zutreffen würde, dann müssten ja Legionen von erstklassigen Fälschern und inkompetenten Kunstexperten am Werk sein! Entweder hat sich Herr Raschèr zum Diener der Versicherungsindustrie gemacht, oder er pflegt einfach ein unstillbares Profilierungsbedürfnis.

**Der Ruf des Kunsthandels ist miserabel, er gilt als einer der letzten Orte, wo Geldwäsche oder andere schmutzige Geschäfte noch möglich sind.**

Das halte ich für polemische Stimmungsmache. Die Basler Professorin Monika Roth hat mit ihrem Buch über angebliche Geldwäscherei im Kunsthandel einen grossen



«Eng vernetzt und durchsichtig»: Anwalt Jolles.

Wirbel ausgelöst. Sie wird von den Medien geliebt, weil sie, ähnlich wie Beltracchi, gängige Ressentiments bedient. Das Buch beruht auf Thesen, die im Grunde genommen nur eines belegen: dass die Autorin keine Ahnung hat, wie die Mechanismen des Kunsthandels laufen. Sie sagt, Kunst sei eine Währung. Das kann nur sagen, wer noch nie versucht hat, ein Kunstwerk zu verkaufen. Kunst kaufen ist einfach; Kunst verkaufen sehr schwer. Sie sagt, der Kunstmarkt sei intransparent. Das stimmt nur für jemand, der diesen Markt nicht kennt. In Tat und Wahrheit gibt es kaum einen Markt, der so eng vernetzt und durchsichtig ist wie der Kunsthandel. Es gibt meines Wissens keinen einzigen nachgewiesenen Fall von Geldwäscherei im Kunsthandel.

**Sie stellen die ganze Sache nun doch etwas gar harmlos dar.**

Ich will damit nicht in Abrede stellen, dass bis vor kurzem Kunstkäufe bisweilen auch mit Bargeld bezahlt wurden, so wie auch Autos und Schmuck. Da mag auch unversteuertes Geld ausgegeben worden sein. Aber dass der Kunsthandel anfällig auf Drogen-, Waffen- oder anderes schmutziges Geld ist, das



«Rache des erfolglosen Künstlers»: Fälscher-Star Beltracchi.

kann ich mir selbst unter Aufbietung der blühendsten kriminellen Fantasien nicht vorstellen. Das funktioniert einfach nicht. **Durch die «Panama Papers» gelangte der Fall eines Modigliani-Gemäldes an die Öffentlichkeit, das von einem Offshore-Konstrukt anonym im Genfer Zollfreilager gelagert worden war. Was für eine Rolle spielen die Zollfreilager bei dubiosen Kunstfällen?**

Jede Gruselgeschichte, die ich über die Zollfreilager höre, hat eigentlich wenig mit der Existenz von Zollfreilagern zu tun. Bei der Geschichte mit dem Modigliani-Bild liegt das Problem nicht darin, dass es im Zollfreilager ist, sondern, dass der Eigentümer bis anhin offenbar behauptet hat, es gehöre nicht ihm. Durch die Panama Papers scheint sich nun herausgestellt zu haben, dass ihm zwar nicht das Bild, wohl aber die Gesellschaft, welche formell die Eigentümerin des Bildes ist, gehört. Ob das Bild im Zollfreilager oder sonst wo ist, spielt dabei keine Rolle. Zollfreilager sind nichts anderes als Lager für Waren im Transit. Es sind keine rechtsfreien Räume. Im Gegenteil: Sie sind sogar besser kontrolliert als jedes andere Warenlager.

**Sie haben beruflich mit Käufern extrem teurer Werke zu tun. Weshalb gibt jemand mehrere Millionen Franken für ein Bild aus?**

Ich kann da auch nur Vermutungen anstellen. Im Gegensatz zu anderen Luxusgütern wie Autos, Yachten und Juwelen gibt es bei Kunst keine objektiv bestimmbareren Preismassstäbe. Das Preisniveau nach oben ist völlig offen. Das bietet die Möglichkeit, sich selbst und der Welt seine eigene finanzielle Potenz vorzuleben, indem man sich in Preissphären begibt, die selbst den Käufer erschauern lassen.

**Einige Neureiche kaufen Kunst, andere eine Fussballmannschaft.**

Da gibt es tatsächlich Parallelen. Bei beidem hat der Besitzer das Gefühl, er tue etwas Gutes: bei der Fussballmannschaft für den Sport und die Fans, bei der Kunstsammlung für die Kultur und die Gesellschaft. Und bei beidem kann er dann draufschauen und sagen: «Das war so unanständig teuer, und ich hatte die Macht, das zu kaufen.» Die traurige Folge davon ist, dass es zu einer Entfremdung zwischen dem Publikum und dem Kunstmarkt

kommt. Und dass die Leute heute bei der Kunst zuerst auf das Preisschild schauen und erst dann auf das Werk. Bei einem Giacometti, der 150 Millionen Franken gekostet hat, kann kein Experte mehr die Frage stellen, ob dies gute oder schlechte Kunst sei. Die Antwort wird bei diesem Werk fortan immer lauten: «Es hat 150 Millionen gekostet.»

**Sie beklagen nun diese Entwicklung, gehören aber selber zu den Profiteuren.**

Nun gut, auch Sie profitieren, indem Sie darüber schreiben. Aber es ist schon richtig, dass diese explodierenden Preise einen erhöhten Bedarf für Rechtsberatung ergeben haben. Bis in die frühen 1990er Jahre galten die Regeln des Handschlags und des guten Rufs. Heute wird mit juristischen Bandagen gekämpft. Das ist das Brot der Anwälte, aber für mich persönlich ist es auch das Leid des Kunstfreunds.

**Kürzlich war der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, Ronald Lauder, in Zürich und hat gefordert, dass Schweizer Museen und Sammler nicht bloss Raubkunst, sondern auch sogenannte Fluchtkunst zurückgeben. Die Sammlung Gurlitt, die nun ins**

# Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probeabo  
10 Ausgaben  
nur Fr. 40.–



**Kunstmuseum Bern kommt, soll liquidiert und der Erlös der jüdischen Gemeinschaft zugeführt werden. Sie haben in einem Text in der NZZ mit deutlichen Worten dagegehalten.**

Der Auftritt Ronald Lauders war masslos fordernd und erschütternd überheblich. Ich fühlte mich wie an einer Wahlkampfveranstaltung von Donald Trump. Man darf Lauder nicht als Kämpfer für Wiedergutmachung und Gerechtigkeit verstehen. Er ist vielmehr ein gewiefter Interessenvertreter. Aber ich fürchte, dass er damit der jüdischen Sache mehr schadet als nützt. Die Reaktionen auf meinen Text haben mir gezeigt, dass er nicht die Stimme der jüdischen Gemeinschaft schlechthin ist. Viele schweizerische Juden waren von seinen Äusserungen ebenso befremdet wie ich.

**Bei Restitutionsfällen haben Sie es meistens mit US-Anwälten zu tun. Wie funktionieren diese Kanzleien, die auf Provisionsbasis Jagd auf Kunstwerke machen?**

Ihr Vorgehen ist immer ähnlich. Erst suchen sie nach einem Fall, dann spüren sie die Leute auf, die sie als Rechtsnachfolger der Opfer präsentieren können. Meist sind das Stiftungen, Trusts oder entfernte Verwandte, die noch nie etwas von dem

Bild gehört haben. Ihnen bieten sie ein Erfolgshonorar an: Gewinnen sie den Fall, wird der Erlös aus dem Verkauf des Bildes geteilt, wenn nicht, kostet das den angeworbenen Klienten keinen Rappen.

**Wie kommen diese Anwälte auf Sie zu?**

Früher war deren Auftreten extrem offensiv. Sie meldeten sich und stellten sofort die Maximalforderung. Heute funktioniert das subtiler. Meistens sagen sie: «Wir recher-

---

**«Bis in die frühen 1990er Jahre galten die Regeln des Handschlags und des guten Rufs.»**

---

chieren einen Fall, würden Sie uns bitte behilflich sein, ihn zu klären.» Dann kommen sie mit einem gekauften Gutachten. In den meisten Fällen gibt es naturgemäss riesige Wissenslücken, diese werden in den Gutachten mit Vermutungen und Behauptungen gefüllt. Dann fordern sie, der heutige Eigentümer müsse das Gegenteil beweisen. Es findet also eine Beweisumkehr statt. Interessant ist die Beobachtung, dass auch das anwaltliche Raubkunstgeschäft ein Resultat der enormen Preisentwicklung auf dem Kunstmarkt ist. Vorher hat sich kaum jemand um diese Werke gekümmert.

**In der öffentlichen Wahrnehmung steht**

**der Besitzer, der ein Bild nicht sofort herausrückt, trotzdem meistens als moralisch fragwürdig da.**

Wie soll jemand, der mit einer so unvorstellbar schrecklichen Familiengeschichte konfrontiert wird und sich dann auf seine eigenen Rechte beruft, nicht klein und hässlich aussehen, egal, wie weit weg er sich von diesen Ereignissen befindet? Der Umstand, dass heutige Eigentümer rein gar nichts mit diesen historischen Vorgängen zu tun haben, verblasst vor der Grösse des geschehenen Unrechts. Vor diesem Hintergrund wird als selbstverständlich erwartet, dass jeder seinen solidarischen Beitrag leistet, indem er herausgibt, was er in guten Treuen von völlig anderer Seite und in völlig anderen Zeiten erworben hat.

Alexander Jolles, geboren 1957, ist Rechtsanwalt und Partner der Anwaltskanzlei Schellenberg Wittmer in Zürich. Er berät Museen, Sammler, Galeristen und Künstler in juristischen Fragen und ist unter anderem Vorstandsmitglied der Schweizerischen Vereinigung der Kunstsammler, Präsident der Alberto Giacometti Stiftung und Stiftungsrat der Sammlung E. G. Bührle. Von 1999 bis 2001 war er Generalsekretär des Schiedsgerichts für nachrichtenlose Konten in der Schweiz.



# Fortschritt verbieten?

Schädliche  
Service Public-  
Initiative **NEIN**

# Heilige in Einzelteilen

Das Basler Museum Tinguely widmet dem Londoner Künstler Michael Landy eine Retrospektive. Zerstörung ist für ihn der Sinn des Lebens.

Von Rolf Hürzeler



*Zauberer der Demontage:* Künstler Michael Landy.

Ein Bürschchen nur, zurückhaltend, man würde ihn auf der Strasse übersehen. Aber der 53-jährige Londoner Künstler Michael Landy ist nicht zu unterschätzen, denn er ist ein Zauberer der Demontage. Nahezu alles, was ihm in die Hände kommt, nimmt ein Ende in Teilen und Teilchen – am liebsten maschinell zerkleinert. Gleichzeitig ist er ein freundlicher Zeitgenosse, der jeder älteren Dame mit dem Gepäck hilft.

Denn Humanität und Zerstörung gehören bei Michael Landy zusammen. Zum Beispiel die 1995 gebaute Installation «Scrapheap Services» (Müllhalden-Service), die Menschen entsorgt. Landy sammelte während Monaten leere Aluminiumbüchsen, Abfallpapier oder Zigarettenpackungen aus Mülleimern und schnitt menschliche Schablonen daraus. Figuren wischen diese Menschlein auf dem Boden zusammen und entsorgen sie in einer roten Holzschneidemaschine zu kleinen Teilchen. Landy

meint das genauso makaber, wie es tönt: als zynische Parodie auf eine profitorientierte Gesellschaft, in der Menschen durch die Maschen des sozialen Netzes fallen und damit nutzlos sind.

Diese Entsorgungsmaschine ist nun als Installation im Museum Tinguely in Basel zu sehen. Das Haus stellt Michael Landy in der neuen Ausstellung «Out of Order» (ausser Betrieb) vor. Er ist im früher ärmlichen Londoner Stadtteil Hackney aufgewachsen und erlebte die Abstriche des Sozialstaates in den Achtzigern unter der damaligen konservativen Premierministerin Margaret Thatcher, was ihn politisch prägte: «Ich erlebte den Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, war arbeitslos und ging putzen», erinnert er sich an die damalige Zeit. Untendurch musste er also, und dieses Thema treibt ihn seither um.

Nach einer klassischen Kunstausbildung am renommierten Goldsmiths-Institut gehörte

Landy Ende der neunziger Jahre zu den avantgardistischen Young British Artists mit Damien Hirst und Tracey Emin als Leitfiguren, denen er sich allerdings nicht verbunden fühlt: «Das ist vorbei.»

## Tiefpunkt und Unkraut

Seine Stunde der Erleuchtung kam 2001. Damals schuf Landy eine Performance, die ihn in die Schlagzeilen brachte – «Break Down». Er mietete ein leerstehendes C-&-A-Ladenlokal in der Londoner Einkaufsmeile Oxford Street und richtete dort eine Fliessbandanlage ein, die zu einer Schreddermaschine führte. Landy zerstörte dort seinen gesamten Besitz, den er zuvor fein säuberlich inventarisiert hatte. Insgesamt 7227 Gegenstände wurden so zu 575 Tonnen schwerem Abfall, der in einer Entsorgungsanlage in Essex verbrannte. Landy entledigte sich aller irdischen Güter –

von seinem alten Saab über die Garderobe mit Vivienne-Westwood-Stücken bis zum persönlichen Pass, sämtliches Geld inklusive. Das lässt sich als Kampfansage an die westliche Konsumgesellschaft interpretieren. Aber für den katholisch aufgewachsenen Landy steckt mehr dahinter: «Der heilige Franziskus hat aus Liebe zu den Armen auf alles verzichtet.» Diese Worte tönen weniger nach Revolution als nach Humanität. Oder in den Worten des *Daily Telegraph*: «Landy ist ein Märtyrer der Zerstörung.»

Die Kaputt-Aktion zog damals Tausende von Besuchern an. Die Londoner gingen nach dem Shopping bei Marks & Spencer, Topshop und so weiter vergnüglich Konsumgüter-Schreddern gucken, was ihre persönliche Freude an der eigenen, prallgefüllten Einkaufstasche gefördert hat. Einzig der Künstler selbst war sich während der Aktion nicht mehr ganz sicher, ob er eine tolle Idee gebabt hatte: «Ich rauchte und trank viel, konnte nachts nicht schlafen.»

Die Basler Ausstellung zeigt nun das Video der Vernichtungsaktion und die Inventarliste von Landys damaligem Besitz. Der Künstler weiss heute, dass er diese Episode der Zerstörung nie mehr loswerden wird: «Man kennt mich immer als den Spinner, der seinen gesamten Besitz zu Schrott machte.» Mehr noch: «Mein Eigentum verschwand nach und nach, alle meine Freunde schauten zu, ich fühlte mich als Aussenstehender, der das eigene Begräbnis besucht.» Er war seither mehr bekannt durch das «Nichtstun statt das Tun», schrieb der *Guardian*.

Mit nichts ausser einem Haufen Schulden auf dem Buckel wurde Landys Leben tatsächlich kompliziert. Zum Ersten sah er sich schon Stunden nach der Vernichtungsaktion mit praktischen Herausforderungen konfrontiert – wer hat schon mal die Zähne geputzt ohne Zahnbürste? Aber woher eine nehmen, wenn kein Geld mehr da ist? Der Kapitalismus macht vor dem Gebiss nicht halt.

Glücklicherweise half ihm seine Freundin über die Runden. Weniger Kunstverständnis hatte die Passbehörde, die das willkürliche Reiseausweis-Schreddern eher für schwachsinnig als für innovativ hielt. Auch die Steuer-

## Die Passbehörde hielt das Ausweis-Schreddern eher für schwachsinnig als für innovativ.

beamten humorlos wie diese Leute sind, orteten eher Betrug als hehre künstlerische Absichten. Kurz: Die Schwierigkeiten der Besitzlosigkeit beförderten Michael Landy in eine Depression. Ein Jahr lang plagte ihn die Schwermut, bis er wieder arbeiten konnte. Sein Fazit heute: «Wer immer sich mit einer ähnlichen Idee beschäftigt, sollte sich das gut überlegen.» Man bekommt im Gespräch mit



*Stunde der Erleuchtung: «Break Down», 2001.*

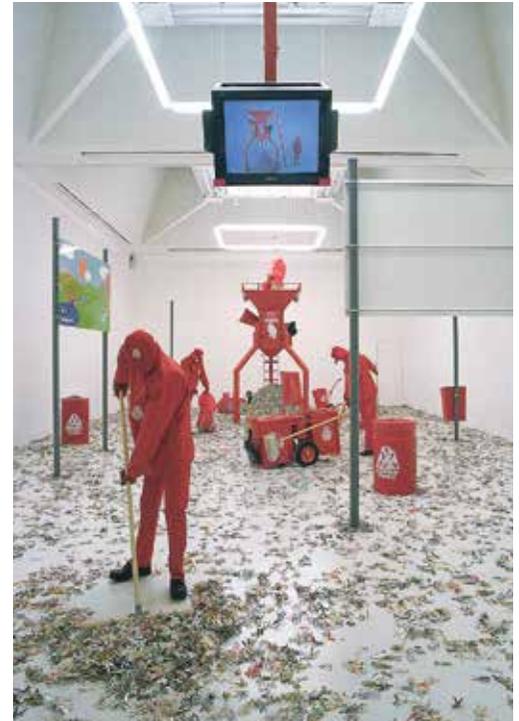
Landy den Eindruck, er würde kein zweites Mal auf seine *belongings* verzichten.

Verständlicherweise hatte er eine Weile die Nase gestrichen voll von Installationen und Performances, er wandte sich dem Schönen zu, also der Natur. Unter dem Titel «Nourishment» zeichnete Landy naturalistische Pflänzchen, Blätter und Insekten. Anscheinend hatte ihn nach der Radikalzerstörung eine Art Demut vor der Schöpfung gepackt. «Ich zeichnete vor allem Unkraut, also Pflanzen, die am falschen Ort wachsen.» Er fühlte sich ihnen damals halt innerlich verbunden. Hübscher Nebeneffekt bei der Besinnung aufs Natürliche: Er konnte mit dem Erlös seiner Zeichnungen die Schulden zurückzahlen und fühlte sich schon wesentlich besser.

## Gewalt an Heiligen

«Die Leute waren immer nett zu mir, wie sehr ich auch danebenlag», resümiert er heute. Das brachte ihn, den Menschenfreund, auf die Idee, eine Aktion zur Freundlichkeit zu starten. Er rief die Londoner mit Flyern auf, ihm Geschichten von erfreulichen Begegnungen in der Untergrundbahn zukommen zu lassen.

Nach der selbstauferlegten Lebenskrise ist er heute wieder ganz der Alte mit viel Lust am Zerstören, zum Beispiel mit einer Maschine, die am liebsten Kreditkarten frisst. Allerdings hat Landy nach seinen Erfahrungen begriffen, dass es angenehmer ist, wenn andere auf Besitztümer verzichten als er selbst. So sind Betrachter seiner «Credit Card Destroying Machine» aufgefordert, ihre Bankkarten auf Nimmerwiedersehen in den Schlund der Maschine zu werfen. Der Schaden hält sich in Grenzen; die Geldhäuser geben ihren Kunden gerne ein neues Kärtchen aus, man muss ja



*Zynische Parodie: «Scrapheap Services», 1995.*

nicht gleich beichten, welches Schicksal ihm widerfahren ist.

In ein ähnliches Kapitel gehörte sein Auftritt als Artist in Residence in der Londoner National Gallery vor drei Jahren, einer traditionellen Institution, die man weniger mit zeitgenössischer Kunst in Verbindung bringt als viel mehr mit Kunstgeschichte. Landy konstruierte Roboter – ganz im Stil von Jean Tinguely –, die Heilige symbolisierten. Das waren geschundene Monsterwesen einer apokalyptischen Zukunft; einzelne Exemplare dieser Ausstellung sind nun auch in Basel zu sehen.

Angesichts der Seelenlosigkeit dieser Wesen liegt der Gedanke nahe, dass hier einer mit seiner katholischen Erziehung abrechnen will. «Nichts da», sagt Michael Landy, «unter der Kirche habe ich nie gelitten, obschon ich einen biblischen Vornamen habe.» Den Menschenfreund faszinierte vielmehr die Gewalt, die den Heiligen angetan worden war. «Die meisten von ihnen waren ziemlich angeschlagen mit fehlenden Gliedmassen, abgeschlagenen Köpfen oder sonst wie behindert.» Landy räumt ein, dass einzelne Ausstellungsbesucher sein eigenwilliges Religionsverständnis nicht in allen Teilen verstanden hätten.

Mit den Heiligen in Einzelteilen knüpft Michael Landy an seine persönliche Zerstörungsmaschine an. «Ich fühle mich immer wieder wie ein Kind, das seine Spielzeuge aus Neugier zerlegt und erst dann Freude daran findet.» Für Landy heissen die Spielzeuge etwa Konsumgesellschaft oder Religion – ziemlich verschroben, gewiss. Aber packend in jedem Fall.

«Out of Order»: Museum Tinguely, Basel.  
8. Juni bis 25. September

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>A Hologram for the King</b>	★★★★★
	Regie: Tom Tykwer	
2	<b>Money Monster</b>	★★★★☆
	Regie: Jodie Foster	
3	<b>Une histoire de fou</b>	★★★★☆
	Regie: Robert Guédiguian	
4	<b>Julieta</b>	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
5	<b>The Jungle Book</b>	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
6	<b>Zootopia</b>	★★★★☆
	Regie: B. Howard/R. Moore/J. Bush	
7	<b>The First Avenger: Civil War</b>	★★★★☆
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
8	<b>X-Men: Apocalypse</b>	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
9	<b>Alice Through the Looking ...</b>	★★★☆☆
	Regie: James Bobin	
10	<b>Warcraft: The Beginning</b>	★★★☆☆
	Regie: Duncan Jones	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Warcraft</b>	19 506
	Regie: Duncan Jones	
2 (-)	<b>Alice Through the Looking Glass</b>	12 154
	Regie: James Bobin	
3 (2)	<b>The Angry Birds Movie</b>	11 666
	Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly	
4 (1)	<b>X-Men: Apocalypse (3-D)</b>	11 440
	Regie: Bryan Singer	
5 (-)	<b>Money Monster</b>	11 025
	Regie: Jodie Foster	
6 (3)	<b>Bad Neighbors 2</b>	5008
	Regie: Nicholas Stoller	
7 (-)	<b>Tomorrow</b>	4023
	Regie: Mélanie Laurent	
8 (5)	<b>Julieta</b>	3674
	Regie: Pedro Almodóvar	
9 (6)	<b>The Jungle Book (3-D)</b>	3366
	Regie: Jon Favreau	
10 (4)	<b>Captain America: Civil War (3-D)</b>	2357
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>The Revenant (Fox)</b>
2 (-)	<b>Die 5. Welle (Sony)</b>
3 (2)	<b>Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney)</b>
4 (-)	<b>The Danish Girl (Universal)</b>
5 (-)	<b>Ip Man 3 (Impuls)</b>
6 (3)	<b>Creed – Rocky's Legacy (Warner)</b>
7 (7)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
8 (4)	<b>Die Vorsehung – Solace (Ascot Elite)</b>
9 (9)	<b>Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)</b>
10 (5)	<b>Bridge of Spies – Der Unterhändler (Fox)</b>

Quelle: Media Control



Enormer Schwung: Mapes (Cate Blanchett, l.), Rather (Robert Redford) in «Truth».

### Kino

## Die Krise der Wahrheit

Hat George W. Bush sich vor dem Militärdienst gedrückt? Ein renommiertes Journalisten-Team hat dies 2004 behauptet und wurde gefeuert. «Truth» erzählt die Story. *Von Wolfram Knorr*

Mary Mapes (Cate Blanchett) und Dan Rather (Robert Redford) geniessen als investigatives Reporter-Team bei der CBS-Sendung «60 Minutes» einen erstklassigen Ruf. Sie ist die hart recherchierende Produzentin, er das seriöse, besonnen-liberale Aushängeschild. Legendar waren ihre Enthüllungen über die Folterungen im Gefängnis Abu Ghraib. Kurz darauf, im neuerlichen George-W.-Bush-Wahljahr 2004, lockte ein besonders heisser Fall: Bush soll sich 1968 vor dem Militärdienst gedrückt haben und in der Nationalgarde untergeschlüpft sein, wo er kaum gesehen wurde. Der Bush-Clan habe das gedeichselt. Was für ein Scoop, und auch noch im Bush-Wahljahr! Fieberhaft stürzt sich die Redaktion auf die Wahrheitssuche und wird vom Sender – geil auf den zu erwartenden Quoten Schub – unter Termindruck gesetzt.

Mapes und Rather gelingt die Sensation. Doch der Triumph ist von kurzer Dauer. Kaum wird die Enthüllung publik, hagelt es Kritik, und die Konkurrenz zerreisst genüsslich die Beweise als Fake. Von den tobenden Vorgesetzten und hämisch triumphierenden Gegnern gejagt, versuchen Mapes und Co., die Vorwürfe zu widerlegen, aber die CBS-Leitung setzt sich sukzessive von ihrem gefeierten Team ab, bis sie schliesslich ihr Druckventil öffnet und Mapes und ihr Team davonjagt. Zu guter Letzt muss es sich vor einem Polit-Ausschuss recht-

fertigen. Nur Dan Rather hat die Freiheit zu kündigen.

«Truth», das Erstlingswerk des Drehbuchautors James Vanderbilt («Zodiac»), ist nach «Kill the Messenger» (2014), «Spotlight» (2015) und – bis zu einem gewissen Grad – auch «Money Monster» der vierte kürzlich entstandene US-Film über die Medien. Auch wenn, ausser in «Money Monster», reale Fälle aufgerollt werden, die lange zurückliegen, ist es kein Zufall, dass sie ausgerechnet in einer Zeit entstanden sind, in der klassischer Journalismus in einer Krise steckt, vom Internet und den sozialen Medien gebeutelt und vor sich hergetrieben. In «Truth» geht es auch um eine Krise der Politik, die hemmungslos die Medien instrumentalisiert. In «Money Monster» ist es die Wall Street, die einen Aktien-Guru (George Clooney) gänzelt und seine Zuschauer mit wilden Gewinnhoffnungen betäubt. In beiden Fällen dominiert das gestörte Verhältnis der Medien zur Öffentlichkeit. Wenn am Ende in «Truth» Mary Mapes vor dem Ausschuss aussagt, geht es nur um ihre politische Gesinnung und nicht mehr um Journalismus.

Dass von oben interveniert und massiv über «willige» Medien agitiert wurde, davon ist Mary Mapes, auf deren Buch «Truth and Duty: The Press, the President, and the Privilege of Power» der Film basiert, noch heute überzeugt.

Sie seien wohl etwas blauäugig gewesen, gibt sie zu; es ging schliesslich um die höchste Instanz des Landes; von der Wiederwahl ganz zu schweigen. Aber solide gearbeitet hätten sie auf jeden Fall. Der Film ist parteisch. Seine Perspektive ist die des «60 Minutes»-Teams, von der er nie abrückt, und dass er Dan Rather als Monument des amerikanischen Liberalismus in Szene setzt, pathetisch und statuarisch, wird zum Fanal einer wehmütig zu Ende gehenden liberalen Gesinnung. Cate Blanchett als Mapes spielt, als sei sie an eine Energiequelle angeschlossen, die ausserhalb des normalen Stromnetzes liegt. Vor dem rein männlich besetzten Ausschuss wird sie zum brennenden Dornbusch. Das hat, wie der ganze Film, einen enormen emotionalen Schwung. ★★★★★☆

## Weitere Premieren

**Petting Zoo** — Eine Schülerin erhält ein College-Stipendium, wird aber unverhofft schwanger. Sie will abtreiben, die Eltern reagieren aggressiv darauf. Wie sich das Mädchen, zwischen Gleichgültigkeit und Ehrgeiz lavierend, behauptet, wird in seiner Wahrhaftigkeit souverän, weil scheinbar beiläufig, in Szene gesetzt. Ein in seiner Atmosphäre und der Zeichnung des sozialen Milieus im tristen Flachland von Texas verblüffender Independent-Film. Ein gelungenes Erstlingswerk in bestechendem Ambiente. ★★★★★☆



Gelungenes Erstlingswerk: «Petting Zoo».

## Fragen Sie Knorr

Ist der Fortsetzungswahn nicht völlig inakzeptabel, wenn Klassiker missbraucht werden – wie jüngst bei «Alice hinter den Spiegeln»? Der Film hat mit Lewis Carrolls gleichnamigem Klassiker aber auch gar nichts mehr zu tun. Das ist Etikettenschwindel? E.M., *Küssnacht*



In Carrolls Fortsetzung wird Alice durch einen Spiegel in eine Schachwelt geführt, in der sie ins regelwidrige Spiel mit bizarren Figuren verwickelt wird. Von dieser surreal-fabulösen Komik ist der Hollywoodfilm galaxien-

**Green Room** — Eine Punk-Band, die in verratzten Lokalen auftritt, erhält ein Engagement in einer Hinterweltler-Kneipe, die sich als Neonazi-Treffpunkt entpuppt. Das Redneck-Kolorit ist zum Fürchten, der Horror, dem die Band ausgesetzt wird, auch, und der Höhepunkt ist Patrick Stewart als skrupelloser Neonazi-Boss. ★★★★★☆



Grenze zur Peinlichkeit: «Nice Guys».

**The Nice Guys** — Grauensvoll neckischer Buddy-Film um zwei Loser, die sich über Missverständnisse zusammenfinden, um irgendwas zu lösen. Sie sind Privatdetektive, aber das spielt keine Rolle, Hauptsache, Russell Crowe und Ryan Gosling können sich ständig kabbeln. Soll wahnsinnig witzig sein, ist jedoch nur bemüht, und weil auch noch ein kleines Mädchen mitspielt, an der Grenze zur Peinlichkeit. Aber das jugendliche Publikum liebt den grassierenden Kalauer-Kult. ★★★★★☆

**Everybody Wants Some!** — Richard Linklater ist bekannt als melancholischer und genauer Chronist der Vergänglichkeit («Before Midnight», «Boyhood») und blickt nun zurück in die Achtziger. In die Zeit jugendlicher Unbeschwertheit. Es geht um den Alltag und die Partysucht einer Gruppe von College-Studenten. Statt Handlung gibt es pures Lebensgefühl. Das aber setzt Linklater prima in Szene. ★★★★★☆

weit entfernt. Die Rechte an diesen Werken sind halt frei, und so kann man mit ihnen rumspielen. Hollywood nimmt seit je literarische Vorlagen nicht ernst und verdreht sie zu Zeitgeist-Spektakeln. Nur so ist zu erklären, warum man Jane Austens «Pride & Prejudice» zur Zombie-Version verjuxt hat. Das ist eben in. Bei «Alice hinter den Spiegeln» ist es die Fantasy, die auch Konjunktur hat.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

### Jazz as Jazz Can

Von Peter Rüedi

Was die Musik des Tenorsaxofonisten Ellery Eskelin so aufregend macht, ist die enge Verbindung von Tradition und Avantgarde. Sie erzählt mit einem bekannten Vokabular die überraschendsten Geschichten. Das Material, aus dem die grossangelegten, in weiten assoziativen Bögen schwingenden musikalischen Konstruktionen gebaut sind, ist weitgehend vertraut, es sind die Elemente der Jazzgeschichte im Allgemeinen und der Geschichte des Tenorsaxofons im Speziellen. Eskelin, geboren 1959 in Wichita, Kansas, und aufgewachsen in Baltimore, hat den grössten Respekt für die alten Meister bis zurück in die heroische Epoche des Swing. Wie Coleman Hawkins, Lester Young, Herschel Evans, Chu Berry, Ben Webster und deren Nachfolger arbeitet er zuerst am Klangmaterial, an der Tonqualität seines Horns, am *Sound*, bevor er sich überlegt, was er damit anstellt. Das ist dann allerdings wagemutig, kühn und in jedem Moment überraschend. Die raue Attacca von Gene Ammons (einem seiner frühen prägenden Einflüsse) setzt in seinem langatmigen Diskurs die Akzente, und der mehr als einstündige Mitschnitt des hinreissenden Auftritts seines Trio New York in Willisau (Gary Versace an der Hammond-B-3-Organ und, anstelle von Gerald Cleaver, der alte Freund Gerry Hemingway an den Drums) ist nach einem kollektiv improvisierten Intro eine wunderbar offene, oftmals weit aus- und abschweifende Erkundigung alter Standards («My Melancholy Baby», «Blue and Sentimental», «East of the Sun», «I Don't Stand a Ghost of a Chance with You») und von Monks kantigem Original «We See». Leidenschaftliche, spielerische Neubesichtigungen alter Landschaften in wechselnd ungewohnter Beleuchtung. Ein paar vermeintliche Gemeinplätze, zur Kenntlichkeit entstellt, der Selbstverständlichkeit entrückt und aus der Distanz in ihrer Attraktivität entdeckt. Und, dies vor allem: ein spannender Vorgang kollektiver Erfindung; Interaktion voller Überraschungen – für die beteiligten Improvisatoren wie für die Zuhörer. *Jazz as jazz can*. Zweifelloser einer der besten Live-Mitschnitte des Jahres.



Ellery Eskelin Trio: Willisau live. (feat. Gary Versace, Gerry Hemingway). Hatology 741

# Glanzresultate garantiert

Königlicher Besuch an der Art Basel; die besten Hotels der Schweiz; imkern auf dem Dach der Credit Suisse. Von *Hildegard Schwaninger*



*Kommt nach Basel:* HRH Princess Eugenie of York.

**H**oher Besuch an der Art Basel: Am 13. Juni wird HRH Princess Eugenie of York auf dem Messegelände erwartet. Die 26-jährige Enkelin der Queen, Tochter von Prince Andrew und Sarah Ferguson, ist Gastgeberin bei der Unaid-Gala, zugunsten Bekämpfung von Aids bei Frauen und Kindern. Co-Gastgeber sind Caroline Rupert und zwei Mitglieder des Mandela-Clans aus Südafrika. Kofi Annan wird als Ehrengast erwartet, und die britische Band Duran Duran macht eine Performance. Viel Geld für den guten Zweck dürfte die Auktion einbringen. Simon de Pury schwingt den Hammer, und da sind Glanzresultate garantiert. Der international tätige Schweizer (Spitzname: «Mick Jagger der Auktionen») wird Design-Kunst (Tische, Möbel, Uhren etc.) der Nachkriegsepoche bis zur Gegenwart versteigern. Galatickets gibt es von



*Hohe Glaubwürdigkeit:* Wild (l.), Luxemb.

100 000 Franken (Premier-Rang-Tisch für zwölf Personen) bis 750 (Dinner-Karte) und 300 Franken (After-Party-Ticket).

**H**otelratings sind eine subjektive Sache. Der Publizist Karl Wild bewertet seit zwanzig Jahren Hotels und hat eine hohe Glaubwürdigkeit. Man kann ihm vertrauen, wenn man aus seinem Führer «Die 150 besten Hotels der Schweiz» eine Herberge auswählt. Grundsätzlich ist er positiv gestimmt, und so ist das 280 Seiten dicke Buch ein willkommenes Geschenk für den durch die Frankenstärke schwer gebeutelten Schweizer Tourismus. Die Idee zu dem Hotelguide hatte vor zwanzig Jahren Andreas Z'Graggen, Gründer der Bilanz, dessen kreativer Kopf auch das jährlich erscheinende Spezialheft mit dem Rating der 300 reichsten Schweizer ersann.

Das Buch «Die 150 besten Hotels der Schweiz» wurde bei einem Cocktail im Hotel «Baur au Lac» vorgestellt. Als bestes Stadthotel der Schweiz wurde erneut «The Dolder Grand» gekürt (Wild: «Beste Hardware und beste Software»). Das «Baur au Lac» steht auf Platz 4, hinter «Les Trois Rois» in Basel (aufgestiegen von Platz 8 auf Platz 2 und mit dem Titel «Hotel des Jahres» ausgezeichnet) und dem «Park Hyatt» in Zürich. Neu, mit Rang 25, ist das «Savoy Baur en Ville» aufgeführt. Es gehört der Credit Suisse, und die Gerüchte, dass das Hotel ver-

kauft werden soll, verdichten sich. VR-Präsident Urs Rohner hat das immer dementiert, aber seit er nicht mehr so fest im Sattel sitzt, wird wieder über den Hotelverkauf spekuliert. Am Kauf interessiert ist Karl-Heinz Kipp, mittlerweile 92, aber still going strong. Dem Self-made-Milliardär mit deutschen Wurzeln gehört das «Eden Roc» in Ascona, das es wieder auf Platz 1 der besten Ferienhotels der Schweiz schaffte, sowie das «Tschuggen Grand Hotel» in Arosa.

Zweitbestes Ferienhotel in der Schweiz ist «The Chedi» in Andermatt unter dem neuen Gastgeber Jean-Yves Blatt (in «The Chedi» gibt es eine hohe Fluktuation bei den Direktoren, Blatt ist der vierte seit Eröffnung im Dezember 2013). Besitzer Samih Sawiris lebt – so jedenfalls in den Augen des Durchschnitts-Helvetiers – in anderen Sphären, und so stellt «The Chedi» auch den Rekord als teuerstes Hotel der Schweiz: bis 18 000 Franken kann hier eine Übernachtung kosten. Das zweitteuerste ist das «Beau-Rivage» in Genf (bis 8000 Franken), das unter den Stadthotels den 11. Rang einnimmt (Vorjahr Rang 9). «Hoteliere des Jahres» wurden Heinz E. Hunkeler und Jenny Hunkeler vom «Kulm Hotel St. Moritz» (Platz 4 der Ferienhotels nach dem «Castello del Sole» in Ascona).

Das «Baur au Lac» beherbergt seit April in seinem schönen Garten mit Blick auf den Zürichsee 80 000 Bienen und produziert seinen eigenen Honig. Nach der ersten Ernte im Sommer wird hauseigener Honig am Frühstücksbuffet angeboten. Trendsetter beim Bienenzüchten mitten in der Stadt ist René Beyer, Chef der Beyer Chronometrie. Er imkert auf dem Dach der Credit Suisse an der Bahnstrasse, wo er seinen eigenen Honig erntet.



*Erste Ausstellung:* Susanne von Meiss.

**S**eit 25 Jahren sammelt Susanne von Meiss, Journalistin und Ehefrau von Hans von Meiss, Fotografien zum Thema «allure» und Glamour. Ihre Collection Susanne von Meiss wird erstmals öffentlich ausgestellt: «Allure» in der Berliner Galerie «C/O Berlin». Kuratiert wird die Sammlung von Kunsthistorikerin Birgit Filzmaier und Felix Hoffmann.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Einsamkeit und Zweisamkeit

Die Lehrerin Nina Hoffmann Holfelder, 33, und der Redaktor Adrian Hoffmann, 34, waren seit über zehn Jahren ein Paar, als sie auf eine Südseeinsel zogen. Nach der Rückkehr sehen sie vieles entspannter.



*Jugendliebe:* Ehepaar Hoffmann-Holfelder.

**Nina:** Wenn wir anderen Menschen von diesem Jahr erzählen, stellen sich viele die totale Romantik vor mit Sonnenuntergängen, Meer und Palmen. Doch ziemlich bald sehnten wir uns vor allem nach urbanen Dingen: nach kalten Getränken. Einem Erdbeereisbecher. Schokolade. Wir sind auch gesellige Typen, besuchen gerne Volksfeste und sitzen auf Bierbänken. Davon konnten wir tagelang träumen. Genauso fehlte uns die Unterhaltung, mit Freunden spontan ins Kino zu gehen, im Restaurant zu bestellen, was man will.

**Adrian:** Möglichst abgelegen und für andere schwer erreichbar: Die Insel musste über Erdreich verfügen und Kokosnusspalmen, denn wir waren ja hauptsächlich Selbstversorger. Schliesslich wurden wir im Königreich Tonga fündig, machten den amerikanischen Eigentümer der Insel ausfindig, und der Rest ist Geschichte.

**Nina:** Man muss sich gut kennen, um sich in der kompletten Einsamkeit einer Südseeinsel nicht an die Gurgel zu gehen. Als wir gestartet sind, waren wir bereits drei Jahre verheiratet und mehr als zehn Jahre zusammen. Jugendliebe. Wir ahnten, dass dort für uns nichts schiefeht. Und es fehlen ja auch äussere Einflüsse, derentwegen man sich in der Heimat sehr gut und schnell streiten kann.

**Adrian:** Die Sehnsucht nach einem Leben ohne Verpflichtungen bewog uns zu diesem Experiment. Den Job zu kündigen, kostete die grösste Überwindung, die Wohnung aufzulösen, das Auto zu verkaufen, hat hingegen Spass gemacht.

**Nina:** Da wir so viel Zeit miteinander verbracht haben und kaum andere Menschen zu Gesicht bekamen, wurde unser Verhältnis auf der Insel noch inniger. Andererseits kamen neue Herausforderungen auf uns zu. Nach wochenlanger Arbeit im Inselgarten hatte ein starker Zyklon auf einen Schlag alles zerstört. Eines Morgens lag ein toter Wal am Strand, und dann reisten vierzig Männer an, um ein illegales Seegurken-Camp zu errichten. Das war der Mega-GAU, da mussten wir eingreifen, weil das ganze Experiment gefährdet war. Die positive Eigenschaft, auch in schwierigen Situationen nicht aufzugeben, sondern für unseren Inseltraum zu kämpfen, zeichnete meinen Mann aus, und dies stellte er täglich unter Beweis.

**Adrian:** Wir haben die Erfahrung gemacht, dass man bei Problemen einfach automatisch zusammenhält. Meinungsverschiedenheiten wurden auch unwichtiger: Am nächsten Tag, den man zusammen verbringt, scheint ja wieder die Sonne, und Terminstress steht auch keiner an. Was ich an Nina schon immer schätzte, ist ihre Zufriedenheit mit einfachen Dingen. Ich könnte mir vorstellen, dass viele Frauen ein Problem damit hätten, am Wassertank mit Hilfe einer Blechschale zu duschen. Insofern ist klar: Ein solches «Experiment» ist nur mit jemandem zu realisieren, der ähnlich tickt.

**Nina:** Wir fanden unsere Routine, standen mit den ersten Sonnenstrahlen auf, verdösten die nachmittägliche Hitze und lebten in den Abend hinein, und ja: Kleidung war fakultativ.

**Adrian:** Gegen Ende des Jahres entschieden wir uns, ein Kind haben zu wollen. Es hat halt gut gepasst. Mit unserer heute dreijährigen Tochter waren wir Anfang des Jahres auf der Insel zu Besuch. Längst sind wir in den Alltag zurückgekehrt, und natürlich bleibt auch bei einem erprobten Inselpaar der Streit nicht immer aus. Doch sobald wir uns an die Zeit auf der Insel zurückerinnern, sehen wir vieles entspannter.

**Nina und Adrian Hoffmann:** Eine Insel nur für uns. Eden Books. 320 S., Fr. 15.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Am Stammtisch

Von *Andreas Thiel* —  
Eine zweckgebundene  
Kolumne.

**Heiri:** Hast du gelesen, dass die Kinderarbeit weltweit wieder zunimmt? Gleichzeitig haben immer weniger Kinder Zugang zu Schulbildung.

**Hausi:** Das Problem wäre gelöst, wenn man die Alten arbeiten liesse. Sie könnten die Arbeit der Kinder übernehmen. Und mit der AHV könnte man für die Kinder Schulen bauen.

**Heiri:** Warum nicht? Die Strassenverkehrsabgabe wird ja auch nicht mehr für die Strasse verwendet.

**Hausi:** Nein, damit werden heute Parlamentarierreisen finanziert. Wäre die Strassenverkehrsabgabe in die Strasse gesteckt worden, gäbe es weniger Stau auf der Strasse.

**Heiri:** Und die Tabaksteuer würde man auch besser dazu verwenden, die Zigaretten wieder zu verbilligen. Und warum wird mit den Steuern auf alkoholische Getränke nicht der Weinbau gefördert?

**Hausi:** Durch die Umverteilung werden alle Steuern zweckentfremdet.

**Heiri:** Und dann denken sie über ein bedingungsloses Grundeinkommen nach, damit man sich ein Leben mit all diesen steuerlichen Belastungen überhaupt noch leisten kann.

**Hausi:** Dabei würde es reichen, ein paar Steuern zu streichen. Wenn das Feierabendbier wieder Fr. 1. 20 kostet, brauche ich kein bedingungsloses Grundeinkommen. Aber nein, die Politiker sagen, sie seien auf meine Alkoholsteuer angewiesen. Denn die Steuer auf mein Feierabendbier fliesst in die allgemeine Bundeskasse. Und aus dieser spendieren sich die Nationalräte ihre 1.-Klass-GA, weil sie keine Lust haben, mit ihren Wählern zusammen im Stau zu stehen.

**Heiri:** Denn im Stau könnten sie den nächsten Apéro des Bundesamtes für Entwicklungszusammenarbeit verpassen, welches die Studiengebühren von Studenten der Umweltwissenschaften dazu verwendet, in der Dritten Welt Strassen zu bauen.



**Andreas Thiel,** Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Der Riesling-Meridian

Von Peter Ruedi



Der Johannisberg, die steile Reblage zwischen Wiesbaden und dem Rudesheimer Berg, ist nicht nur das Zentrum des Rheingaus, sondern das Greenwich des Riesling-Meridians, der Riesling-Magnetberg sozusagen. Ungeachtet der grossartigen Resultate, welche die Sorte anderswo, namentlich im Elsass und in Österreich, zeitigt, der Gral des Rieslings liegt auf dem Johannisberg. Allerdings nicht nur auf dem Schloss gleichen Namens, einst im Besitz des Fürsten von Metternich und heute in dem der zur Oetker-Gruppe gehörenden Firma Henckell & Co. (*sic transit gloria...*). Johannisberg umfasst mehr als die Latifundien des gleichnamigen Schlosses, zum Beispiel am Fuss der Erhebung das Weingut Johannishof der Familie Eser, «die erstklassige Lagen rund um den Johannisberg bewirtschaftet (...); dessen Weine [sind] dem Schloss in puncto Eleganz und Finesse zumindest ebenbürtig, im trockenen Bereich oft sogar überlegen» (Manfred Lüer). Um den Johannisberg liegen die 34 Hektaren Rebfläche des Weinguts Prinz von Hessen, und das, geleitet von Clemens Kiefer, ist tatsächlich noch im Besitz der adeligen Familie unter dem Prinzipat SKH Donatus Prinz von Hessen (wie weitere Güter, Gestüte, Gastrounternehmen auch, unter anderem der Frankfurter «Hessische Hof»). Kommt einmal die Verwandtschaft in Person von Elisabeth II. nach Deutschland, versteht es sich von selbst, dass ihr das Protokoll zum Dessert eine Trockenbeerenauslese aus dem Hause Hessen kredenzt. Die Rieslinge aus dem Betrieb, die wir Normalsterbliche uns leisten können, liegen qualitativ in allen Preislagen im oberen Segment der deutschen Weinariokratie. Auch der Riesling Dachsfilet, der aus der Lage Dachsberg stammt, der höchsten, steilsten und windigsten Lage des Weinguts. Vinexus bietet noch den Jahrgang 2013 an, wir versuchten den aus dem schwierigeren Jahr 2014, allemal ein dichter, komplexer, knackiger, zugänglicher Riesling mit schönen Fruchtaromen (Pflirsich, Aprikose), feiner Restsüsse und einer pikanten leisen Bitterkeit im Abgang. *The prince can do no wrong.*

Prinz von Hessen: Dachsfilet Riesling 2013. 12,5%. Vinexus, Münchenstein. Fr. 30.75. [www.vinexus.ch](http://www.vinexus.ch)

## Gipfeltreffen

Es lebe die Vielfalt: Erstmals trafen sich die besten Köche Zürichs zu einem gemeinsamen Abend. Von David Schnapp



Drei völlig unterschiedliche Herangehensweisen: Hussong, Zandonella, Nieder (v. l.).

Man muss nicht jedem Restaurantführer Malles abnehmen, aber in der Regel geben die beiden wichtigsten Guides, der «Michelin» und der «Gault Millau», eine zuverlässige Einschätzung der Leistung eines Kochs. Andererseits sagen Punkte und Sterne wenig aus über den Stil oder die Art, wie jemand kocht. Ein interessantes Anschauungsbeispiel dafür gab vergangene Woche ein Abend im Stadthotel «Dolder Grand», wo erstmals die drei besten Köche des Kantons Zürich für ein Abendessen gemeinsam in der Küche standen. Hans-Peter Hussong («Zum Wiesengrund», Uetikon am See), Heiko Nieder («The Restaurant», Zürich) und Rico Zandonella («Rico's», Küsnacht) werden in ihren Restaurants mit jeweils 18 Punkten und 2 Sternen belobigt, ihr Kochstil aber könnte unterschiedlicher nicht sein.

### Klassiker und Paradiesvögel

Hussong ist ein wichtiger Ausbilder der neuen Kochgeneration. Leute wie Nenad Mlinarevic, gegenwärtiger «Koch des Jahres», oder Andreas Caminada, der diesen Titel schon zweimal erhalten hat, gingen bei ihm zur Schule. Das Zürcher Gipfeltreffen bestritt der gebürtige Saarländer, der seit 1990 mit seiner Frau Ines den «Wiesengrund» führt, unter anderem mit dem Hauptgang: reduzierte, klassische Kochkunst in Form eines Maibockrückens, der nur mit einigen Kugeln grillierter, gewürzter Melo-

nen und Pfifferlingen serviert sowie mit einem tiefen Jus ergänzt wurde – eine fruchtig-intensiv Mischung konzentrierter Aromen. Auch Zandonella baut seine Gerichte auf klassischer französischer Küche auf, nimmt sich aber die Freiheit, daraus seine eigene, bunte Aromenwelt zu bauen: Auf seinem üppigen Teller gibt es die Foie gras gebraten, als Terrine und in Kombination mit Mais, Rhabarber, mit Sesam glasierter Wachtelbrust, Popcorn und Popcorn-Eis, wobei die Spannung nicht nur durch süss-salzig-saure Kontraste, sondern auch durch Temperaturen und Texturen erzeugt wird.

Heiko Nieder schliesslich hat sich seit seinem Zürcher Debüt 2008 mit einer bewundernswerten Konstanz und Präzision auf dem Teller nach oben gearbeitet. Sein wichtigstes Stilmittel ist die Spannung, die er mit überraschenden Aromenkombinationen und stupender Technik erzeugt. Auch Nieder kocht nach klassischer Manier, beherrscht aber gleichzeitig die Methoden der Avantgardisten, was ihn zu einem der komplettesten Köche des Landes macht. Zu sehen etwa beim Dessert aus Waldmeistergelee, Sellerie-Eis, kleinen Campari-Perlen sowie Kugeln aus weisser Schokolade, gefüllt mit einer Mousse aus weisser Schokolade und Basilikum.

Drei Köche mit Höchstbewertungen, aber völlig unterschiedlichen Herangehensweisen – ein Beleg dafür, dass man nur an wenigen Orten so gut und vielfältig essen kann wie in der Schweiz.



Auto

## Die neue Bescheidenheit

Die Energie-Etikette beim Neuwagenkauf wird immer wichtiger. Wir fahren deshalb eine Mercedes-C-Klasse als Kombi. *Von David Schnapp*

Beim Kauf eines Autos stellen sich Grundsatzzfragen. Hat man sich einmal für Marke und Modell entschieden, wenn Kinder oder Ehefrau eine Farbe bestimmt haben, kommt die Alternative: mehr Leistung oder mehr Ausstattung. Dieser Entscheidung kommt seit 2015 gesteigerte Bedeutung zu, denn Leistung bestraft das Gesetz mit happigen Steuern – das können mehrere tausend Franken sein, je nach Höhe des CO<sub>2</sub>-Ausstosses eines Autos.

### Mercedes C220 d T-Modell

Leistung: 170 PS, Hubraum: 2143 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h  
Preis: Fr. 50 600.–; Testwagen: Fr. 88 258.–



Jetzt müssen wir kurz politisch werden. Das eidgenössische Parlament hat nämlich beim CO<sub>2</sub>-Gesetz nicht gerade brilliert. Die Autoimporteure müssen über die gesamte eingeführte Flotte einen durchschnittlichen CO<sub>2</sub>-Ausstoss von 130 Gramm erreichen. Sind es mehr, werden Strafsteuern fällig, die am Ende der Konsument bezahlt. Es handelt sich hier um ein Nachahmergesetz, die Schweiz hat den CO<sub>2</sub>-Grenzwert der EU übernommen – nicht aber die Art, wie er berechnet wird. Ob ein Markt zwölf Millionen Fahrzeuge gross ist (EU) oder nur 300 000, spielt bei einer Durchschnittsberechnung natürlich eine Rolle. Auf den Verbrauch haben zudem Faktoren wie Klima, Topografie und Kaufkraft Einfluss. Autos in der Schweiz haben oft Allradantrieb und sind besser ausgestattet als in der EU, das erhöht den Verbrauch. Durchschnittlich sind es hierzulande knapp 150 Gramm CO<sub>2</sub>. Island und Norwegen hatten eine ähnliche Ausgangslage, deshalb wurde dort entschieden, den CO<sub>2</sub>-Grenzwert aus dem Durchschnitt aller EU-Ländern zu verrechnen.

Die Schweiz aber will Klassenbeste sein, eine «Vorreiterrolle» einnehmen. Das könnte teuer werden – nicht nur für jeden, der ein Auto mit etwas mehr Leistung oder Komfort kauft.

### Investitionen ins Innere

Damit sind wir beim Auto der Woche, einem Mercedes C220 d T-Modell. Auf der Energie-Etikette steht: «Kategorie A, 115 g CO<sub>2</sub>/km». Wir werden also der politisch gewünschten Vorreiterrolle gerecht und tragen zur Rettung des Klimas und der Welt bei. In unserem kompakten Kombi arbeitet ein Vierzylinder-Dieselmotor mit 170 PS. Der ist zwar kein Kraftprotz, aber leise, laufruhig und sparsam: Gemäss EU-Norm fließen weniger als fünf Liter Treibstoff durch die Brennräume, wenn man hundert Kilometer weit fährt. Gekoppelt mit einer sanft schaltenden Siebengang-Automatik und gebettet auf eine feine Luftfederung, kommt man im Mercedes äusserst angenehm voran.

Wenn man beim Motor spart, lässt sich mehr in die Ausstattung investieren. Hier herrscht Oberklasse-Atmosphäre wie an Bord einer Yacht: helles Leder (kristall- oder tiefseeblau) auf bequemen Sitzen, feines Holz (Linde, hellbraun glänzend), Duftspender, Burmester-Soundsystem, Assistenzsysteme und, und, und. Der Entscheid gegen etwas mehr Leistung beziehungsweise für etwas mehr Ausstattung ist deshalb ganz vernünftig.

## «Europa bleibt unser Heimatkontinent»

Audi-Chef Rupert Stadler zählt zu den erfolgreichsten Managern seiner Branche. Hier spricht er über selbstparkende Autos, die Globalisierung und sein Engagement beim FC Bayern München. Von *Philipp Gut und Lukas Maeder (Bild)*

Die *Weltwoche* trifft Rupert Stadler im Hotel «Dolder Grand» in Zürich, vor dem Eingang steht die furchteinflössende Konzeptstudie des RS 7, der selbst fährt und dem Fahrer so die «25. Stunde» schenkt, wie Stadler sagt. Der Audi-Vorstandsvorsitzende, der auch an der Hochschule St. Gallen lehrt, wurde vielfach ausgezeichnet («Unternehmer des Jahres», «CEO des Jahres»). Er sitzt im Aufsichtsrat von Porsche und ist Verwaltungsratspräsident der Automobili Lamborghini. In Zürich hielt er ein Referat über «Kundenerwartungen im digitalen Zeitalter».

**Herr Stadler, die Automobilbranche stehe vor einem der grössten Umbrüche der Geschichte, sagen Sie. Welche Herausforderungen und Chancen machen Sie aus?**

Die grössten Herausforderungen, die wir zu meistern haben, sind die Megatrends der Digitalisierung, der Nachhaltigkeit und der Urbanisierung. Sie prägen die Lebenswelten unserer Kunden und erzeugen neue Bedürfnisse. Wenn man auf diese Veränderungen nicht richtig reagiert, wird man in Zukunft am Markt für Mobilität nur noch begrenzt teilnehmen. Ich sehe diesen Umbruch als eine grosse Chance, denn wir können diesen Wandel der Mobilität aktiv gestalten und unseren Kunden in Zukunft noch attraktivere Angebote machen.

**Sie sind überzeugt, dass die Mobilität der Menschen noch zunehmen wird. Wie soll man damit vernünftig umgehen?**

Die Kunden erwarten viel mehr Flexibilität von uns und wünschen sich beispielsweise individuelle Mobilitätspakete. Unter dem Begriff Audi select bieten wir Kunden an, dass sie sich zwischen zwei oder drei unterschiedlichen Produkten entscheiden können. Für die Sommermonate hätten Sie vielleicht gern ein Cabrio, für den Herbst einen SUV und vielleicht für bestimmte Phasen mal einen schönen Sportwagen. Über eine App können die Kunden das steuern – und wir werden dafür sorgen, dass das Auto zur richtigen Zeit am richtigen Ort steht.

**Die Kunden wollten in Zukunft vernetzte, elektrifizierte und hochautomatisierte Autos, sagten Sie in Ihrem Zürcher Referat. Wie wird dies das Autofahren verändern?**

Ich glaube, dass sich das Nutzerverhalten wandeln wird. Wer in den grossen Städten unterwegs ist, der steht häufig im Stau. Die



«Starke Marken beflügeln sich gegenseitig»: Topmanager Stadler.

grüne Ampel ist ein Wunsch, aber leider keine Realität. Die Verkehrsflüsse müssen mit gutem Datenmanagement und intelligenten, selbstlernenden Navigationssystemen verbessert werden. Der Kunde wird seine mobile Zeit mit dem pilotierten Fahren oder langfristig auch mit dem vollständig autonomen Fahren nicht mehr als verschwendet ansehen. Er kann dann ja andere Dinge machen. Das ist unsere Philosophie.

**Für leidenschaftliche Fahrer ist das eher Zumutung als Verheissung: Wo bleibt der Fahrpass?**

Dieser wird vermutlich vermehrt an den Wochenenden zum Zug kommen, weniger im Alltagsverkehr. Auch ich genieße es, auf der Autobahn mal ein bisschen schneller unterwegs zu sein oder andererseits eine schöne Landstrasse zu fahren. Das wird in Zukunft nicht verschwinden.

**Die Autoindustrie macht laufend beeindruckende Fortschritte bezüglich Technik und Effizienz. Welche Neuerungen halten Sie für die wichtigsten?**

Eindeutig das pilotierte Fahren. Und als Zweites die Elektrifizierung. Mit der Elektrifizierung haben wir in den letzten Jahren bereits viel Erfahrung im Alltagsbetrieb gesammelt. Nun kommt der nächste Schritt, pilotiertes Fahren und pilotiertes Parken: Das werden Treiber der Entwicklung sein. Die Menschen werden sagen: «Das will ich haben.»

**Wie muss man sich diese selbstparkenden Autos konkret vorstellen?**

Wir haben im Rahmen unserer «Audi Urban Future»-Initiative und im Gespräch mit vielen Experten festgestellt, dass darin ein enormes wirtschaftliches Potenzial liegt. Stellen Sie sich vor, was es bedeutet, wenn Sie nur zwanzig Prozent Parkfläche sparen können. Die Immobilienentwickler sind begeistert, wenn wir mit ihnen darüber reden. Der Raum hat auf einmal eine Währung bekommen. Und wenn solche Dinge eine Währung bekommen, dann setzen sich auch die Technologien durch.

**Die Menschen steigen dann am Eingang des Parkhauses aus, und das Auto verstaut sich sozusagen selbst?**

Genau! Sie können flacher bauen, Sie können enger bauen. Sie brauchen dann ja nicht mehr die Tür auf- und zuzumachen. Und Sie brauchen in einer grossen Parkanlage möglicherweise keine Aufzüge mehr.

**Deutschland ist ein Autoland, nur dort hat man auf Autobahnen freie Fahrt. Das beschert auch einem Schweizer Glücksgefühle, aber man staunt doch immer wieder, dass so etwas in dieser durchregulierten Öko-Republik überhaupt noch möglich ist.**

Ja, ich glaube das «Tested on German Autobahn» ist nach wie vor ein starkes Ver-

kaufsargument in vielen Exportmärkten. Die Realität zeigt, dass ein hoher Prozentsatz unserer deutschen Autobahnen tempo-beschränkt ist. Hier wären mehr flexible elektronische Verkehrsleitsysteme sinnvoll. Wenn viel Verkehr ist, können sie die Geschwindigkeit begrenzen. Und wenn kein Verkehr ist, kann man freie Fahrt lassen.

**Die Schweizer mögen deutsche Premium-Marken. Welche Vorlieben stellen Sie fest?**

Der Schweizer Kunde hat enorm viel Produktaffinität. Er liebt hochwertige Autos, den permanenten Allradantrieb quattro und die leistungsstarken RS-Modelle.

**Was beobachten Sie auf anderen Märkten, in China, in den USA, in Russland?**

Die Amerikaner lieben nach wie vor grosse Autos. Und ich glaube, in bestimmten Regionen werden sie sich sehr schnell auf die Elektromobilität einstellen. Wir sehen das in Kalifornien. China kämpft mit dem enormen Verkehrsaufkommen und schlechter Luft. Es gibt einen Mehrjahresplan der Regierung, das Thema Luftqualität anzupacken. Wir werden China daher sehr schnell als einen führenden Markt für Elektroautomobile sehen. Für mich ist China vergleichbar mit dem Europa der sechziger Jahre: Wer den ersten Käfer hatte, der war einfach frei

---

**«Das <Tested on German Autobahn> ist nach wie vor ein starkes Verkaufsargument.»**

---

und mobil. Auch für den chinesischen Kunden hat das Auto einen hohen Stellenwert. In der Technologieentwicklung, in der Digitalisierung stehen wir mit China in einem ernstzunehmenden Wettbewerb. Das macht den chinesischen Markt so reizvoll. Russland hingegen ist zurückgefallen und muss eher noch mit der eigenen schwachen volkswirtschaftlichen Entwicklung kämpfen.

**Audi produziert den auch bei Schweizern beliebten SUV Q5 vollständig in Mexiko. Verliert Europa als Standort an Attraktivität?**

Nein, Europa ist und bleibt unser Heimatkontinent. Aber wir müssen der Globalisierung unseres Geschäfts Rechnung tragen. Wir wachsen erfreulicherweise sehr kontinuierlich in Nordamerika. Die Kunden dort möchten ihren Audi auch immer häufiger individuell ausstatten, was uns umso besser gelingt, je näher wir am Markt produzieren. Und dann ist da als Motiv das Risiko aus dem Wechselkurs zwischen Euro und Dollar, das wir durch *natural hedging* verringern können. Aufgrund der vielen Wechselkursvolatilitäten, die wir in den letzten zehn, fünfzehn Jahren durchlebt haben, war es einfach geboten, dass wir auch am nordamerikanischen Markt mit einer Produktionsstätte zu

Hause sind. So können wir bestimmte Währungseffekte abfangen. Und die USA sind ein SUV-Markt, damit war der Q5 prädestiniert für den Nafta-Raum.

**Audi investiert kräftig in den Rennsport, etwa im Langstreckenbereich mit dem Schweizer Werksfahrer und dreifachen Le-Mans-Sieger Marcel Fässler. Welche Bedeutung hat der Motorsport für Image und Innovation?**

Motorsport ist nichts anderes als Hochleistungssport, wir erproben dort neueste Technologien. Wir müssen uns im harten Wettbewerb messen, und das inspiriert auch immer wieder die Mannschaft. Vor einigen Jahren haben wir beispielsweise die Hybridisierung auf die Rennstrecke gebracht. Heute ist ein Plug-in-Hybrid auf der Strasse normal. Zuvor hatte der direkteinspritzende Benzinmotor sein Debüt auf der Rennstrecke, und heute wird er im Alltag geschätzt. Motorsport ist also Treiber für neue Technologien, die auch dem Kunden nutzen sollen. Und das zahlt natürlich auch auf das Image einer Marke ein.

**Bei Autos ist es ein wenig wie bei Hunden: Sie sagen viel über den Besitzer aus. Wie würden Sie das Psychogramm des typischen Audi-Fahrers skizzieren?**

Da gibt es bei mir keine Einschränkungen oder Ausschlusskriterien. Mir ist jeder Kunde lieb, welcher der Marke Audi treu ist, egal, welchen Hund er gerade hat. (*Lacht*)

**Welche Autos fahren Sie selbst?**

Am liebsten schnelle. Oder diejenigen, welche die neuesten Technologien bringen. Momentan einen SQ7 mit dem 4-Liter-8-Zylinder-Diesel. Das Turboloch ist da nicht existent. Und der SQ7 ist ein unheimlich lässiges Auto. Ich fahre auch gern meinen RS3 Sportback oder auch mal einen TT. Aber dann halt auch meistens den RS.

**Sie sind auch Aufsichtsrat beim FC Bayern München. Wie nehmen Sie das emotionale Fussballgeschäft mit dem kühlen Managerblick wahr?**

Fussball ist eine der grössten gesellschaftspolitischen Plattformen im Sport. Unser Engagement beim FC Bayern München haben wir vor vielen Jahren aufgenommen, weil wir der Überzeugung sind, dass der Besuch in einem Stadion etwas sehr Emotionales ist und dass Sie dort auch Geschäftspartner treffen können – in einer total neuen Qualität. Mit einem Topklub wie dem FC Bayern München können Sie auf Märkten wie den USA oder China erstklassige Engagements platzieren. Zwei starke Marken beflügeln sich gegenseitig. Das ist unheimlich wertsteigernd.

**Wann wird der FC Bayern München wieder die Champions League gewinnen?**

Also heuer nimmer... (*Lacht*) Leider. Schauen mal. ○



«Alles ziemlich komisch»: Autor Timmerberg, 64.

MvH trifft

## Helge Timmerberg

Von Mark van Huisseling — Wenn einer weltreisender Reporter ist seit dreissig Jahren, hat er was zu erzählen.

Als ich 1990 bei Ringier anfang, sagten Kollegen: «Die guten Zeiten sind vorbei, bis vor kurzem flogen wir Business, jetzt nur noch Eco ... Hast Pech gehabt.» Aber Sie haben die guten Zeiten miterlebt, nicht wahr?» – «Also die richtig guten Zeiten waren, für mich, als ich bei der *Bunten* war. Ich durfte da kiffen, durfte Gitarre spielen; das ging bis 1997, dann flog [Franz Josef] Wagner [Chefredaktor, der die besten Schreiber wollte und hohe Löhne zahlen liess] raus.» – «Was war gut in diesen Zeiten?» – «Alles, es wurde viel mehr gewagt. Es ist ja so, dass, wenn die Zeiten schlechter werden, alle vorsichtiger werden: Der Verleger stellt einen Chefredaktor ein, der auf Nummer sicher geht. Und der stellt Nummer-sicher-Redaktoren ein, die mit Nummer-sicher-Autoren arbeiten. Und dadurch wird die Qualität schlechter. Bei *Tempo* [deutsche Zeitschrift, von 1986 bis 1996 erschienen, für die er schrieb] hatten wir viele Freiheiten. Es gab ja praktisch nur den Print für die

Werbung, wir hatten so viel Kohle. Einmal – ich war frustriert und wollte aufhören – sagte der Chefredaktor: «Wenn dir in Hamburg alles auf die Nerven geht, dann flieg doch mal nach China und schau, wie die Rotchinesinnen im Bett sind.» Am nächsten Tag war ich im Flieger. Und das wurde alles bezahlt.»

«Helge Timmerberg, 64, ist ein deutscher Journalist, Weltreisender und Autor», steht bei Wikipedia. Sein aktuelles Buch ist eine Art Biografie und heisst «Die rote Olivetti. Mein ziemlich wildes Leben zwischen Bielefeld, Havanna und dem Himalaja» (Piper Verlag, München). In seinen Büchern (und in Interviews) erzählt er Abenteuer von seinen Reisen sowie gute Geschichten, oft bloss wenige Zeilen kurz, über sich selbst – «Mit siebzehn sass ich in Indien in einem Ashram am Shiva-Brunnen, als eine Stimme befahl: «Geh nach Hause und werde Journalist.» Oder: «Auf Kokain habe ich mein Herz verloren – es hat mich kalt gemacht. Auf

Ecstasy meinen Kopf – ich war kein Kämpfer mehr.» Timmerberg ist geschieden und hat drei mittlerweile erwachsene Kinder, die mehrheitlich ohne ihn aufwuchsen. Er lebt in Wien und St. Gallen, wo dieses Gespräch stattfand; Wien sei wunderbar zum Versumpfen, wogegen er in St. Gallen nicht ausflippen könne und darum zum Schreiben komme, sagt er.

«Und wie waren die Rotchinesinnen im Bett?» – «Wir sind gar nicht rangekommen, das war die Geschichte. Da gab's einen Tipp: Einer kannte einen gewissen Nutten-Harry, der immer in der Bar des «Peace»-Hotels zu finden sein sollte. Also flogen wir von Peking nach Schanghai, suchten Nutten-Harry, dann gab's den nicht mehr ... Alles ziemlich komisch. Das waren natürlich die achtziger Jahre.» – «Finden Sie Texte von damals besser als Texte von heute?» – «Ich setz' mich selten hin und studier' alte Texte, nur wenn ich mal so Sammelbände mache. Also ein Text von mir aus der *Bunten* hat es in «Tiger fressen keine Yogis» [sein erstes Sammelbuch] geschafft: «Raketen auf Tel Aviv», das war 'n sehr guter Text. Den hatten sie für den Henri-Nannen-Preis [Ehrung für herausragende Arbeiten im deutschsprachigen Journalismus] vorgeschlagen – das wurde aber abgelehnt, weil ich zudem das Jahreshoroskop geschrieben hatte. Meiner Kreativität ist aber das egal, ich nehm' alles [jeden Job] komplett ernst; auch die Dinger [Sätze] des Horoskopmeisters [Astrologen der *Bunten*] in Geschichten umzusetzen.»

«Laufen Sie wirklich in Geschichten rein, oder planen Sie vieles und stellen es bloss wie sich zufällig ergebend dar?» – «Ich bin extrem spontan, das kann ein Vorteil sein im Leben, kann auch mal ein Nachteil sein. Ich plan' irgendwas, dann kommt mir 'ne andere Idee, und ich geh' drauflos. Ich bin Wassermann: nicht bindungsfreudig, auch nicht an meine Pläne. Ich hab mich eigentlich nie gross vorbereitet. Was mich gezogen hat, war meistens ein Gefühl, verbunden mit einem Traum. Ich geb' ein Beispiel: Flamenco, ich wollte mal den richtigen Flamenco sehen – Flamenco, Zigeuner, *gitanos*, Andalusien ... Das war so für 'ne Woche geplant, für *Merian*, Reisemagazin, aber mein Bauch war nie wirklich zufrieden in dieser Woche mit dem, was ich erlebte. Nach einem Monat geriet ich in eine Weihnachtsfeier eines Zigeunerclans – boah, da ging mir die Hutschnur hoch, das war so wahnsinnig gut, dann wusste ich, in dieser Nacht: «Ich bin satt.»

«Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Ich hab zwei neue Buchverträge, und wir [er und seine Freundin, die er an Silvester kennenlernte] machen demnächst 'ne fette Reise, nach Russland. Ich will mit dem Wagen fahren – mein Vater hat mir einen Benz vererbt und sagte zum Abschied: «Bon voyage.»»

Sein liebstes Restaurant: Borchardt. Französische Strasse 47, Berlin. Tel. +49 30 81 88 62 62

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28					29		30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

**Lösungswort** — Temporäre Tüftelei

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Südslawisches Streichinstrument. 7 Asterix-Comics: einer wie Troubadix. 12 Sie setzt politisch gutes Miteinander voraus. 15 Sie sind gute passive Schwimmer. 16 People, die man so aus Vietnam kannte. 17 Gelenkig verbundene Stangen, die Kräfte übertragen. 18 Er kann schön Staub aufwirbeln. 19 Sie sind oft modisch, wissen Modisten. 20 Richtungsweisende Präposition. 22 Gabriele Kerner – ihren grossen Hit landete sie mit anderem Namen. 23 Sie verspricht Lockerung, die Erde dankt es. 25 Es ist fast ein Planet. 27 Präsentiert sich nüchtern biskühl. 30 Gehört zu Kübler, wenn es Elisabeth ist. 33 Stichwort Teilchenbeschleuniger – da landet man dort. 34 So lässt es sich ruhiger denken. 37 Burg: steht in Ungarn. 39 Die Kartoffelsorte finden Portugiesen schön. 40 Machte die Queen mit Mick Jagger und Anthony Hopkins. 42 Nicht immer, aber oft ist sie untergründig. 45 Lieber ihn aufwirbeln als ansetzen. 47 Fast schon eine Perle unter den Laubbäumen. 48 Sie lässt das unter ihr Liegende durchscheinen. 50 Botaniker Dahls sommerliches Blühwunder. 51 Ihm sei Dank, verlieren Textilien ungewollte Farben. 52 Unhold und menschenartiges Wesen, in Sagen nachzulesen. 53 Diese Nachfrage kommt aus Australien. 54 Die Frau vom Meer ist nicht irgendwer, sondern die von diesem Björn.

**Senkrecht** — 1 Ob Grant oder Hefner, passt zu beiden. 2 Keine Brise, aber ihr nicht unähnlich. 3 Rudolf, Altbundesrat, der buchstäblich einer Schweinshaxe ähnelt. 4 Den Stern haben wir besonders gern. 5 Fehlt aus politischer Sicht bei dei Ticinesi. 6 Sir Guinness, Mann der tausend Gesichter. 8 Zur Zeit des Abends – wir möchten das Adverb. 9 Da sprechen wir von Blume und Wein. 10 Prinz Hamlet und was er auch war. 11 Vor den Portas, von hinten betrachtet. 13 Das wievielte Mal? Ist fast ein Dezennium. 14 Wer von Vipern spricht, kennt wohl auch sie. 21 Pfau und Kuh gehören bei ihr dazu, sagen die Sagen. 24 Das ins Glück - klingt nach SBB-Werbespot. 26 Fahrendes Volk wohl kaum: sesshafte Minderheit. 27 Ein Gehäuse, das wie ein Gefäss aussieht. 28 Ernst kommt fraglos aus Frankreich. 29 Wenn die Welle im Bernabeu-Stadion wogt. 31 Was France für Franzosen ist es für Schweden. 32 Bei ihr ist die persönliche Wahl klar. 35 Wo Vertraulichkeit noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen ist. 36 Brasilianisches Pendant des amerikanischen Cheers. 38 Solche wie die Champ-Élysées etc. 41 Sagenhaft, wo einst Leto Artemis gebar. 43 Der Zeitpunkt folgt, irgendwann. 44 Sie steigern sich teils zu Schreien. 46 Von dort mit der Fähre nach Dubrovnik oder Korfu. 49 Überschlag, Teil eines Bewegungsmittels und einer Maschine.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 469**

	S	T	R	E	B	S	A	M		R	A	S	T	
V	I	R		P	R	O	M	I	V	E	N	T		E
I	N	I	T	I	A	L	E	N		I	D	E	A	L
V	G	L		K	E	I	N	E	S	F	A	L	L	S
A		B	R	E	T	T		T			I	E	I	A
C	H	A	I	R		A	L	T	B	A	U		J	
F	A	R	P		M	E	I	F	E	R	S	M	O	G
	E		P	A	I	R	S		A	S	I	A		E
A	K	T	E	U	R		T	A	C	H	E	L	E	S
I	R	I	N	S	A	M	E	N		I	R	I	N	A
B	L	E		S			N	O	I	R		N	O	M
A	N	R	E	I	S	E		A		T	O	A	S	T

**Waagrecht** — 1 STREBSAM 8 RAST 11 VUE (franz. f. Aussicht) 12 PROMINENT 14 INITIALEN 15 IDEAL 17 VGL (Abk. f. vergleiche) 18 KEINESFALLS 19 BRETT 21 LEIA (Figur aus Star-Wars) 22 CHAIR (-man, engl. für Vorsitzender) 24 ALTBAU 27 EARP (Wyatt) 28 MEIER 29 SMOG (aus engl. *smoke*, Rauch und fog, Nebel) 32 PAIRS (engl. f. Paare) 34 ASIA (war röm. Provinz, engl. f. Asien) 36 AKTEUR 38 TACHELES 41 LEINSAMEN 42 IRINA (russ. Form von Irene) 43 BLE (franz. für Getreide, in genanntem Département wird viel Getreide angebaut) 44 NOIR (Farbe beim Roulette) 45 NOM 46 ANREISE 47 TOAST (Trinkspruch, geröstetes Brot)

**Senkrecht** — 1 (Kim II-) SUNG 2 TEILBAR 3 EPIKER 4 BRAET 5 SOLITAER 6 AMEN 7 MINETTE 8 REIF 9 ANDALUSIER 10 STELE 11 VIVACE 13 ELSA 16 ALIJO 20 RIPPEN 23 HAEKELN 25 LISTEN 26 BRAC 28 MIRA 30 MALINA (Manila) 31 GESAMT 33 AUSSI (-cht) 35 SHIRT 36 ALBA (Zentrum des Handels mit weissen Trüffeln) 37 TIER 39 ANOA 40 ENOS

**Lösungswort** — **TRAURIGKEIT**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# DER NEUE OUTBACK 4x4 EDIZIONE TABACCO

AB FR. 35'800.-.

EDIZIONE  
**TABACCO**



## Ebenfalls als Edizione Tabacco erhältlich: Subaru XV 4x4 und Forester 4x4.

Abgebildetes Modell: Outback 2.0D AWD Swiss Edizione Tabacco, Lineartronic, 5-türig, 150 PS, Energieeffizienz-kategorie E, CO<sub>2</sub> 159 g/km, Verbrauch gesamt 6,1 l/100 km, Benzinäquivalent 6,8 l/100 km, inkl. Edizione-Tabacco-Pakete «Stile», «Tecnica» und «Colore», Fr. 48'500.- (inkl. Metallic-Farbe). Outback 2.0D AWD Advantage Edizione Tabacco, man., 5-türig, 150 PS, Energieeffizienz-kategorie D, CO<sub>2</sub> 145 g/km, Verbrauch gesamt 5,6 l/100 km, Benzinäquivalent 6,3 l/100 km, inkl. Edizione-Tabacco-Paket «Stile», Fr. 35'800.- (mit Farbe Venetian Red Pearl). Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO<sub>2</sub> 139 g/km.

[www.subaru.ch](http://www.subaru.ch) SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200.  
[www.multilease.ch](http://www.multilease.ch). Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

Wie immer bei Subaru 4x4:  
Allradantrieb gratis!



**SUBARU**

*Confidence in Motion*